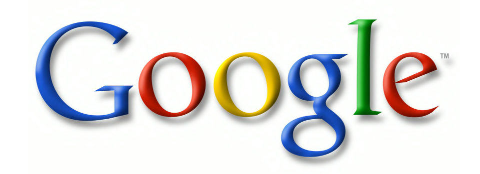
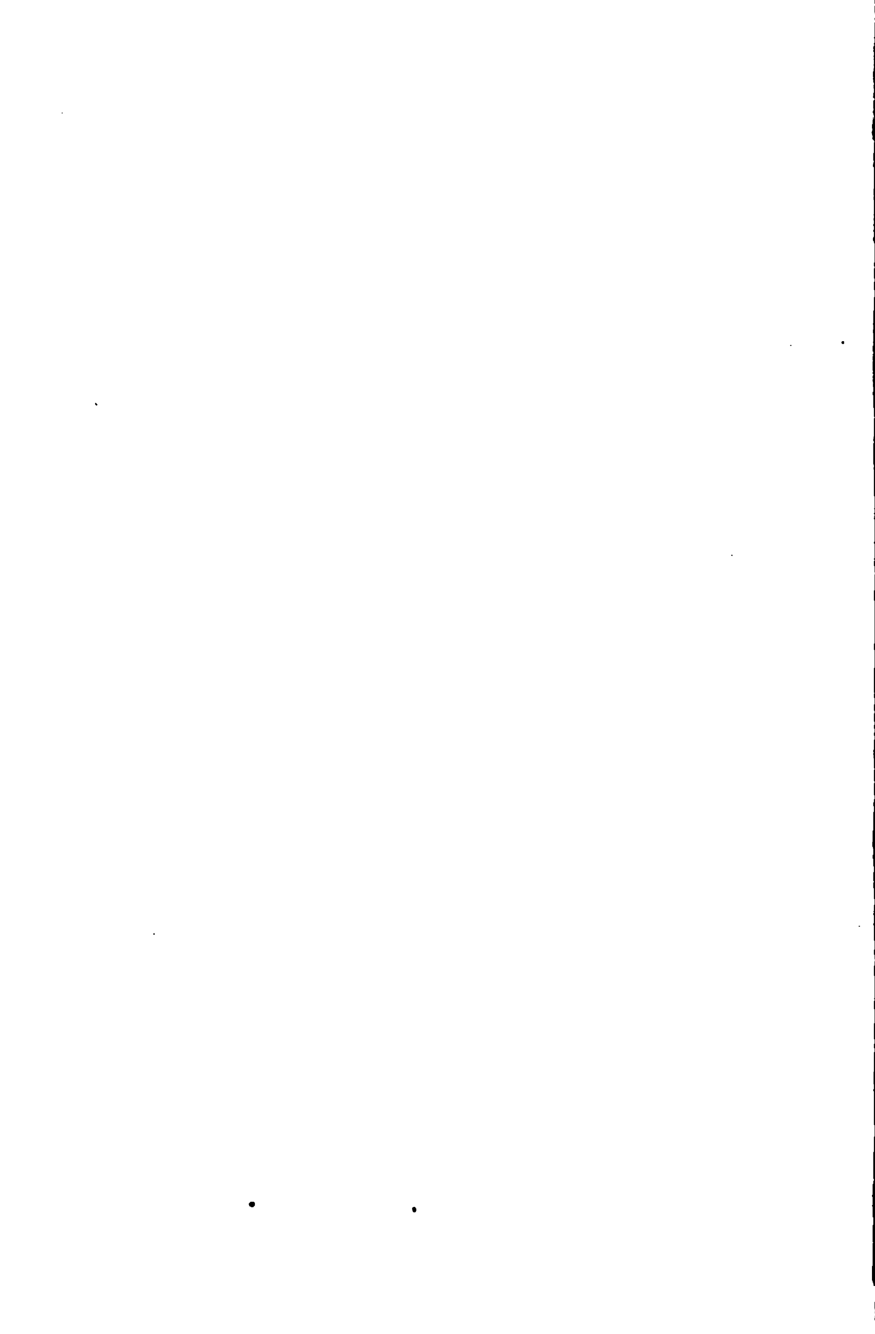





DOMINUS ILLUMINATIO MEA
Taylor Institution.









Joh. Gabr. Seidl's

gesammelte Schriften.

Mit einer Einleitung

von

Julius von der Traun.

Herausgegeben von

Hans Max.

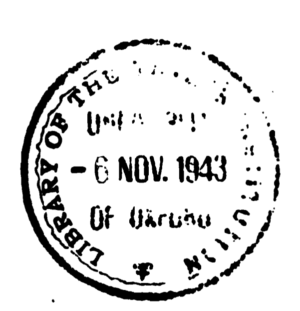
Erster Band.

Schiller's Manen! — Lieder der Nacht. — Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder. — Alfons v. Lamartine's Elegieen. — Liedertafel.

Wien, 1877.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



Vorwort.

Von dem um die Literatur und den Buchhandel Oesterreichs und Deutschlands hochverdienten Verleger, welcher durch die gegenwärtige Ausgabe der „Gesammelten Schriften Johann Gabriel Seidl's", wie Julius von der Traun in der hier folgenden Einleitung mit Recht bemerkt, dem Dichter einen unverwelklichen Kranz auf sein Grab zu legen gedenkt, — mit der Sammlung, Auswahl und Herausgabe des dichterischen Nachlasses betraut, erachte ich mich verpflichtet, über die Aufgabe und Anordnung dieser umfangreichen Arbeit einige Andeutungen vorauszuschicken.

Die vorliegende Ausgabe trägt — nach dem Wunsche des Verlegers — die Bezeichnung „Gesammelte Schriften" an der Stirne, weil damit der Absicht Ausdruck gegeben werden soll, die unter verschiedenen Collectivtiteln erschienenen poetischen Werke Seidl's zu einer Gesammtausgabe zu vereinigen und ihr mit der Zeit auch dessen wissenschaftliche Arbeiten, insbesondere auf numismatischem und archäologischem Gebiete, nachfolgen zu lassen.

In dieser, auf mindestens sechs Bände berechneten Ausgabe sollen, außer den unter Collectivtiteln erschienenen Gedichten, auch jene nach Möglichkeit Beachtung finden, welche sich in Seidl's Nachlaß in Handschrift vorfanden und bisher noch nicht veröffentlicht wurden.

Bei dem vom Verleger vorgezeichneten Umfange der gesammten Ausgabe, wie auch der einzelnen Bände derselben, welch letztere selbstverständlich einen gerundeten und bestimmten Abschluß erhalten mußten; ferner mit Rücksicht auf die heutigen Anschauungen, welche in Sachen der Dichtkunst einen strengeren Maßstab bedingen, erschien eine sorgfältige Sichtung und Auswahl des überreichen Stoffes unerläßlich. Die vorliegende Ausgabe der gesammelten Schriften J. G. Seidl's hat demnach zugleich als eine Auswahl seiner Dichtungen zu gelten.

Hinsichtlich der Anordnung des Stoffes erachtete ich bei der Benützung der vorhandenen Einzelnausgaben die chronologische Reihenfolge einzuhalten, da eine solche ganz besonders geeignet ist, ein lebendiges und gemeinfaßliches Bild des individuellen Bildungs- und Entwicklungsganges des Dichters zu vermitteln und zugleich das literarhistorische Interesse anzuregen und zu erhöhen.

Zu diesem Zwecke wurden in dem vorliegenden ersten Bande die folgenden Einzelnausgaben J. G. Seidl's in ihren letzten Auflagen mit steter Rücksicht auf die Zeit ihres Entstehens in sorgfältiger Auswahl benützt und zwar:

„Schiller's Manen!“. Bilder aus dem Dichterleben. Gedichtet i. J. 1825, erschienen bei J. B. Wallishausser in Wien, 1826. 16⁰.

Dieser Cyclus von sieben Gedichten, nach Angabe der Oesterreichischen Nationalencyklopädie, Wien 1836, (siehe: V. Bd. Seite 8, Artikel: „Seidl, Johann Gabriel“) von dem damals noch jugendlichen und begeisterten Dichter als einer der ersten Beiträge für das Stuttgarter Schiller-Denkmal bestimmt, erschien, von einem kurzen Vorworte begleitet, in den von Dr. Georgens und Heinrich Klemm in Dresden herausgegebenen „Illustrirten Monatsheften für Familienglück“ Jahrgang 1854, S. 143, abermals, unverändert abgedruckt. Da die ganze Auflage dieser kleinen Gedichtsammlung von der Wiener Verlagshandlung J. B. Wallishausser im Auftrage des Dichters dem damaligen Schiller-Comité in Stuttgart abgeliefert und von diesem zunächst im Kreise seiner Theilnehmer verbreitet wurde, so drang der Inhalt dieser Dichtergabe wenig nach außen, und war selbst in Wien so gut wie verschollen. Ich fand das Büchlein weder in dem reichen dichterischen Nachlasse Seidl's, noch bei irgend einem Antiquar vor. Das hier benutzte Exemplar kam mir durch die Gefälligkeit des Herrn Josef Klemm in Wien zu, welcher es im Wallishausser'schen Verlags-Archive vorfand; später erhielt ich noch von Herrn Heinrich Klemm in Dresden ein Exemplar des oberwähnten unveränderten zweiten Abdruckes.

„Lieder der Nacht". Die Schaffensperiode Seidl's, vom Jahre 1820 bis 1848 einschließlich, umfassend, erschienen in zwei Auflagen. Die erste Auflage befindet sich im zweiten Theile der bei J. P. Sollinger in Wien erschienenen „Dichtungen von J. G. Seidl", die zweite verbesserte und vermehrte Auflage der „Lieder der Nacht", welche ich der gegenwärtigen ausgewählten Ausgabe zu Grunde legte, erschien bei derselben Firma im Jahre 1851, 8° mit einer Beigabe geschmackloser Kupfer.

„Dichtungen von J. G. Seidl." I—III. Theil, Wien 1826—1828, 8°, J. P. Sollinger, — enthaltend: Balladen, Romanzen, Sagen, Uebersetzungen der Elegieen aus dem Französischen des A. von Lamartine, und prosaische Erzählungen. Der zweite Theil dieser Sammlung enthält die bereits erwähnten „Lieder der Nacht", der dritte Theil (Seidl's Freunde, Simon Ritter von Sina gewidmet), nebst prosaischen Erzählungen die Bearbeitung des romantisch-komischen Singspieles „Der Maurer und der Schlosser" nach dem Französischen, eingeleitet mit aphoristischen Ansichten Seidl's über Oper und Opernbücher.

„Liedertafel". Wien, Carl Gerold 1840, 8°, Franz Anton Grafen von Kolowrat-Liebsteinský gewidmet.

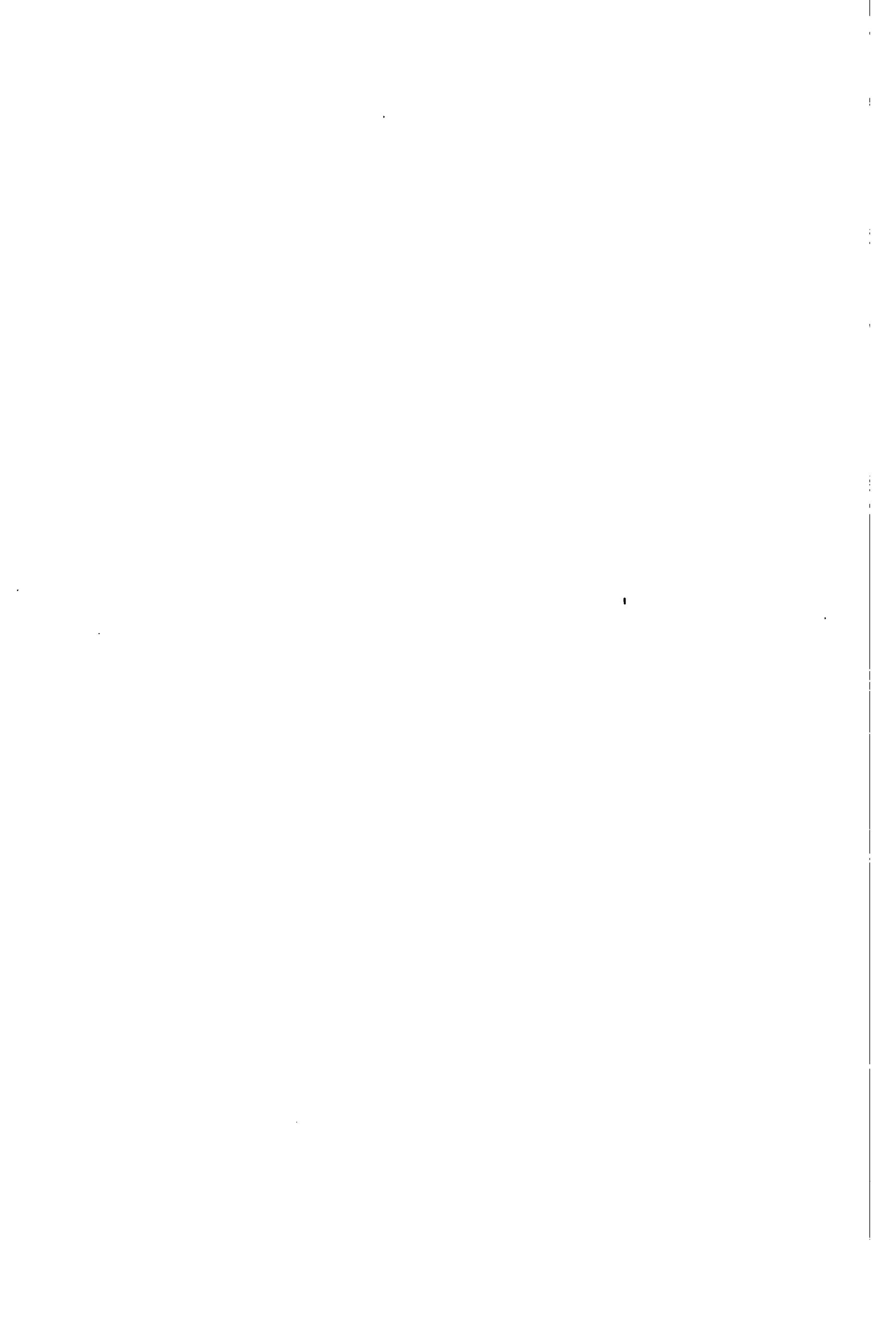
Von diesen vier Gedichtsammlungen wurde in dem vorliegenden ersten Bande der gesammelten Schriften Seidl's nur der erstgenannte Cyclus „Schiller's Manen!" vollständig abgedruckt; die „Lieder der Nacht", „Dichtungen" und „Liedertafel", welche

einen großen Umfang haben, wurden einer strengen Auswahl unterworfen.

Der Schwerpunkt der dichterischen Hervorbringungen Seidl's fällt auf seine lyrischen und epischen Gedichte; daher wurden in dem vorliegenden ersten Bande diese ausschließend berücksichtigt, und wird dies vornehmlich auch in den folgenden Bänden der Fall sein, wovon der zweite die letzte Auflage der „Bifolien", Wien 1855, der dritte die „Gedichte in niederösterreichischer Mundart" („Flinserln") nach der dritten Gesammtausgabe, Wien 1844, gr. 8°, der vierte, fünfte und sechste Band „Natur und Herz" (Stuttgart 1853), die Nachlese aus dem handschriftlichen dichterischen Nachlasse und die Auswahl aus den Novellen und Erzählungen Seidl's: „Georginen" (Graz 1836), „Novelleten" (Wien 1839), „Episoden" (Wien 1839) „Pentameron" (Wien u. Leipzig 1843) und „Laub und Nadeln" 2. Aufl. (Wien 1845) enthalten werden.

Wien, im Juli 1876.

Hans Max.



Einleitung.

Ein Dichterwerk, das noch während der Lebenstage seines Urhebers an das Licht der Oeffentlichkeit tritt, bedarf keines Vermittlers zwischen sich und seiner Zeit. Die Zeitgenossen wissen ohne Erklärung, wovon es spricht; ein Buch, das seine Zeit versteht, wird auch rasch von seiner Zeit verstanden. Was in dasselbe hineinklang, klingt aus demselben heraus: allgemein bekannte Töne. So lange die Zeit ihren Charakter nicht ändert, bleiben der Dichter und sein Werk klargestellt und in gleicher Geltung.

Doch nur jenen Werken, welche ein Ergebniß, ein Inbegriff und eine Blüte des gesammten vorausgegangenen Bildungsstrebens der Menschheit sind, und deren Erkenntniß und Fortschritt weiter leiten, vermag die Zeit nichts anzuhaben. Je länger die Reihe von Jahren ist, welche das Datum ihrer Geburt von der späteren Gegenwart trennt, desto kraftvoller und wirkungsreicher erglänzt ihr standhaftes Licht. Dichtungen hingegen, welche nur Kinder einer ohne Rück- und Vorblick genossenen Gegenwart sind, welche die Epoche ihres Ursprungs nicht nur als die beste Welt, sondern auch als einen allem Wechsel trotzenden Zustand preisen und feiern, können zu den erfreulichsten Hervorbringungen

der Kunst zählen; wenn aber die Zeit es sich herausnimmt, sich umzugestalten, die Säulen, welche das bisher Bestandene trugen, zu zertrümmern und auf neuem Grunde Neues zu bauen, oder wenn sie — wie der Dichter singt — daran geht

„weiter Länder
Recht und Antlitz zu verändern,“ —

dann beginnen die Gesänge einer noch so glücklichen Vergangenheit allmälig dem Verständnisse der Nachgebornen sich zu entziehen.

Ein begabter, bildungsreicher, sinniger, mit sich selbst und der Welt still zufriedener Dichter, dessen poetisches Leben fast ausschließlich ein inneres war, der in seinen Dichtungen mit der Außenwelt nur als Bewunderer der in ewiger Schönheit ruhenden oder in unvergänglicher Kraft bewegten Natur, als Sänger der Liebe, als dynastisch-treuer Patriot, als Wiederhall leichtlebiger Alpen-Lieder in Berührung trat, — ein Dichter wie unser Johann Gabriel Seidl war, mußte durch die nach einer ruhig und heiter verflossenen Jugend in seinen späteren Mannesjahren eintretenden welterschütternden Ereignisse und die von diesen bedingte Literatur zunächst in den Hintergrund gedrängt werden.

Im Jahre 1826, das ist vor einem halben Jahrhunderte, ließ er seine ersten Dichtungen drucken, um mit der lyrischen Nachlese (Natur und Herz, Stuttgart, Hallberger) im Jahre 1853 die Reihe seiner poetischen Verlautbarungen zu schließen. Der Mund, der in den Tagen des unbezweifelten Absolutismus so vaterlandsfroh gesungen hatte, schwieg als die Morgenröthe der Freiheit den Horizont säumte, und auch der siegende Sonnenaufgang der „neuen Aera“ Oesterreichs vermochte kein

Lied mehr zu wecken in seinem Herzen. Warum? — Ich fürchte fast, es wird überflüssig sein, diese Frage zu beantworten. Die Antwort ist vielleicht schon zwischen den vorhergehenden Zeilen zu lesen; sie ausdrücklich niederzuschreiben, hat viel Mißliches; sie kann mißverstanden, ja, sie kann dem, der sie ertheilt, recht unbequem werden. Ich will aber trotz alledem die Deutlichkeit nicht scheuen. Ich will auch diesmal die Wahrheit sagen, wenn sie gleich den Schlagworten des Tages, der Phrase des gewerbsmäßigen Liberalismus, der gedankenlosen oder der wolüberlegten und gutbezalten Schönfärberei entgegentritt.

Im Jahre 1826 regierte Oesterreich Kaiser Franz I., bis im Jahre 1835 der Tod ihn abberief, von da ab saß auf Oesterreichs Throne bis in das Jahr 1848 Kaiser Ferdinand I., der Gütige. Die Transporte der Juli-Revolution des Jahres 1830 waren an den schwarzgelben Grenzschranken confiscirt worden; Land und Volk verblieben in altem Behagen, in alter Fröhlichkeit. Es gab wol einzelne „Talente", so „Dichter und Schriftsteller", denen Kopf und Herz warm geworden waren, als das französische Volk binnen wenigen Tagen aufräumte mit seinen Bourbonen und deren Wirtschaft. Die Dichter stimmten ihre Harfen höher, die Schriftsteller schärften ihre Federn; aber was die Ersteren sangen und die Letzteren schrieben, mußte vorerst über die Grenze hinaus „geschwärzt" werden, um unter falschen Namen zum reichen Gewinne ausländischer Händler wieder ins Land hereinzuschleichen. Damals wurde Vieles in Oesterreich gesäet, um — nach Jahrzehnten in überraschender Pracht — kurz zu blühen. Die gehoffte Ernte für die Scheuern des Volkes steht

heute noch aus. Damals wurden viele Herzen entzündet, die später berufen waren vorzuleuchten und zu handeln.

Aber bei dem Allen blieb es in Oesterreich so behaglich, so fröhlich wie je zuvor. Und vor allem — Wien! Die theure, immerjunge Vaterstadt, in welche unser Seidl aus einer jahrelangen kleinstädtischen, nichts weniger als reichlichen Lehrerexistenz in angesehener und zureichender Stellung, die Stirne geschmückt mit jungen, doch schon kräftigen Lorbeerzweigen, wie damals der Tag sie reichte, zurückgekehrt war. Das herrliche — alte Wien!

„Dort muß es prächtig sein! Dort möcht' ich hin!"

Nachdem Seidl durch eilf Jahre in dem untersteirischen Städtchen Cilli das magere Brod eines k. k. Gymnasiallehrers gegessen hatte; nachdem das falsche Gerücht von seinem Tode das früher spärlichere Lob in Aller Munde entfesselt und seine Verdienste den früher verschlossenen Herzen seiner einflußreichen Zeitgenossen nahe gerückt hatte, wurde er als Custos des kaiserl. Münz- und Antikenkabinets in die ihm so theure Vaterstadt, in das in Lied und Schweigen so heiß ersehnte Wien zurückberufen. Cilli (die Celeja Claudia, der Hauptort des mittleren Noricums) liegt im reizenden Sannthale, mitten in „Steiermarks Eden"; still, friedlich und fröhlich wohnten damals Deutsche und Slaven hinter seinen alten Stadtmauern, die aus den Prachtruinen der stolzen Römerkolonie, von denen die Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts noch aus eigener Anschauung zu erzählen wußten, antike Basreliefs und Gedenktafeln als Mauersteine in unsere Tage herübertrugen. Wenn so der genügsame Lehrer an stillen

Abenden aus Weinberg, Wiese und Wald den Honig süßer Empfindung im Herzen heimtrug, dann strömte aus den edlen Römersteinen der bildende Hauch klassischer Schönheit in sein Gemüt und er sang, entrückt den Mühen des kärglichen Tages, während die ewigen Sterne über seinem bescheidenen Dache glänzten, seine „Lieder der Nacht" und die anderen Gesänge voll Natur und Liebe.

Aus diesem stillen sorgenvollen Glücke trat Seidl im Mai 1840 in sorgenloser Lage in das herrliche alte, noch jugendlich frohe Wien; so glücklich und froh, wie es seither nicht wieder war und wol kaum je wieder sein wird. Was nur Herz und Aug' erheitern konnte, war in seinen Straßen lebendig, wogte glänzend in seinem Prater, schmauste, zechte, lachte und liebte auf den Rebhügeln, in den Wiesenthälern und Waldschatten seiner ländlichen Umgebung. Und unser Seidl, mit seinem anspruchslosen Wesen und seiner immer theilnehmenden Seele, war überall, wenn auch meist unbemerkt, dabei.

Nur Namen aus jenen „Phäakentagen" braucht man zu nennen, und das Bild jener genußreichen Zeit taucht farbenprächtig, anmutig bewegt und klingend auf — Namen, um die sich damals das ganze öffentliche Leben drehte, denn das öffentliche Leben jener Tage war — das Vergnügen! — Namen wie z. B. Sofie Schröder, wie Anschütz, La Roche, Fichtner, wie Raimund, Nestroy und Scholz, wie der „alte" Strauß, der viel zu jung starb, und Lanner. Hierher gehört auch die italienische Oper, die damals nicht von einem Sammelsurium aus aller Herren Länder, sondern von italienischen Sängern und Sängerinnen, nicht geschrieen oder minaudirt, sondern wirklich gesungen wurde, von Sängern und

Sängerinnen, die uns in Rossinischen, Bellinischen und Donizettischen Melodien entzückten, nicht mit calculirter Pariser Musik oder gar mit neudeutschen Schrullen quälten. Dazu traten Halms glänzende Dramen, Bauernfelds elegante Frische, während Nicolaus Lenau's und Anastasius Grün's Dichtungen wie der Morgenstern eines neuen Tages am Horizont heraufzogen.

Manche Hoffnung, zu der das Volk berechtigt war, war damals noch nicht aufgelebt und manche andere, die jetzt verzweifelnd die Flügel senkt, hegte man mit Zuversicht und erwartete ihre Erfüllung als ein unvermeidliches Geschenk von der fortschreitenden Zeit. Damals hatte Oesterreich weder eine Reichs- noch eine Volksvertretung, keinen Reichsrath, keinen modernen Landtag, oder wie alle die Haupt- und Neben-, alle die Ober- und Unter-, diesseitigen und jenseitigen Parlamente heißen mögen, mit denen und gegen welche wir uns jetzt zu plagen haben. Wer damals die Repräsentanz des Reiches sehen wollte, brauchte nur an einem schönen Maiabende in den Prater zu gehen.

Dort rollten unter den hundertjährigen, frischergrünten Kastanienbäumen der Hauptallee die goldfunkelnden Equipagen des geliebten Kaiserhauses. Hier zogen sechs muntere Lipizzanerschimmel den schweren hofgrünen Batard, durch dessen Spiegelscheiben das unermüdliche Kopfnicken des guten Kaisers Ferdinand so wolwollend grüßte; hier brauste, im Widerspruch mit allen bisherigen Traditionen, ein Zug von sechs prachtvollen englischen Braunen, von betreßten Jokey's geritten — diese ganz neue Erscheinung hatte den Beigeschmack einer kleinen Palastrevolution — vor dem offenen Landauer der schönen Erzherzogin Sofie.

In einer mit weißer moirirter Seide ausgeschlagenen Piroutsche saß die blonde geduldige Erzherzogin Clementine, bescheiden und schmächtig; neben ihr mit kolossalem Körperumfang ihr Gemal, der Prinz von Salerno, aus dem Hause der neapolitanischen Bourbons. Dann kamen die Viererzüge der Fürsten Liechtenstein, Schwarzenberg, Eszterhazy u. s. f., die Kaleschen der ungarischen und böhmischen Kavaliere mit den fantastisch geschmückten Hußaren und Hayducken oder mit überreich gekleideten Büchsenspannern, von deren Treſſenhüten die weiß und grünen Federbüsche wehten. In der Reitallee flogen auf kostbaren Pferden aller edlen Racen die eleganten Reiter vorüber; hier fehlte nicht der Graf Sándor, des Fürsten Metternich Schwiegersohn, der kühnste, hin und wieder auch polizeiwidrigste, Reiter der Residenz, der nicht selten aus der Reitbahn brach, über Hunde und Gräben, gelegentlich auch über ein bescheidenes Bauernwäglein inclusive Bemannung wegsetzte.

In der Promenade-Allee gegenüber wogte die Menge der Fußgänger in ihrem besten Staate; hier trugen die Frauen und Töchter des höheren Bürger- und Beamtenstandes ihre Frühlingstoiletten zur Schau; hier kokettirten die schmucken Officiere, hier brillirte der bunte seidene Kaftan und der weiße, damals noch nicht außer Schwung gekommene, Turban des türkischen Kaufmanns, der damals in Wien noch häufige krempenlose, weit ausgeschweifte Filzhut des langbärtigen Griechen, die rote Mütze des schlaublickenden Serben. Zwischen alledem der gaffende, von rechts nach links geschobene brave Landmann, der traditionell bekleidete polnische und — nicht allzuviele — andere Juden.

Alles das strömte wie aus einer Urne, war, wie aus einem Gusse, einheitlich — wie damals die ganze Monarchie. Jene Tage kannten keinen Dualismus, kein böhmisches, tirolisches, kein polnisches, kein kraineriſches oder gar dalmatiniſches Staatsrecht. Ich hätte es einem solchen Geschöpfe auch nicht rathen mögen, hier zu erscheinen. Denn mitten in der Fahrbahn der Hauptallee ritt auf einem alten braunen Klepper der alte Polizeicommissär Pfanner, unter seinem schwarzen Stülphute die große, dick geschliffene silberne Federbrille auf der rothen Nase, und wachte in dem Meere von Karrossen, Pferden und Menschen über Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Ein Wink mit seiner Reitgerte und alle Kutscher bebten. Wenn so ein neuer Staatsrechtler in das einheitliche Vergnügen eingetreten wäre, und mit Zerstörung der alten Ordnung die Menge nach Nationen hätte sondern wollen, der alte Pfanner hätte ihn in flagranti arretirt und in Begleitung eines einzigen hechtgrauen, numerirten Polizeisoldaten und des üblichen Zettels von gleichgrauem Kanzleipapier, dessen Hauptinhalt in wenigen, aber beredten Ziffern bestand, in das Polizeihaus in der Sterngasse dirigirt, und was dort sofort erfolgte, das wissen die Kutscher jener Tage, die aus der Reihe fuhren.

Die Signatur jener Tage war fröhliche, bei gar Vielen wol auch gedankenlose Sicherheit. Constitutionelle Gelüste, oder gar demokratische Pläne wurden damals, wie geschmuggelte Cigarren, im Geheimen verbraucht und gingen, gleich diesen, im Geheimen in Rauch auf, wie das auch jetzt wieder, jedoch öffentlich und legitim geschieht.

Damals war in Oesterreich weder Sturm noch Drang, nur Ruhe und „fernab verrannen die Wogen der Welt". Die Grundlagen, auf denen Staat und Gesellschaft standen, hielt damals jeder für unerschütterlich, und unsere „vaterländischen Dichter" flöteten gesund und sorglos, höchstens etwas liebeskrank, wie die Nachtigallen in den Donau-Auen. Wenn unser Seidl in „seinem schönen Prater" promenirte, gewiß hatte er wenig Auge für Roß und Mann, für Karrosse und Dame, gewiß verlor sich sein Blick bald in den von Abendgold durchsponnenen Baumeskronen, in denen das Lenzvöglein, erhaben über das leere modische Menschengetriebe, seine Maienlust zwitscherte und unser Dichter, der unten am Stamme lehnte, lauschte dem Collegen oben die harmlose Lyrik ab, und sang sie nach im zufriedenen Herzen.

Damals schrieb Seidl als Motto vor seine gesammelten, im Jahre 1844 erschienenen Gedichte in niederösterreichischer Mundart:

Ja — so is's im Land,
Und dábei sán má froh,
Und es war nie nit anderst,
Und es bleibt schon á so!

Das Sprichwort sagt: der Dichter sei ein Profet. Als Seidl seine Zeilen schrieb, war er keiner. Es blieb nicht so! — Es ist wol nicht notwendig, dem Leser Oesterreichs Geschichte seit jenen woligen Tagen bis heute, wo das kaum geborgene Staatsschiff von unheilvollen Wogen auf's Neue erfaßt, in seinen Fugen erkracht, geführt von Steuerleuten, die seinen Kours nicht zu halten vermögen, des Breiteren zu erzählen, jene wechselreiche

und nach hoffnungsvollen, stolzen Erhebungen immer wieder trüb abfallende Geschichte, die er selbst erlebte, vielleicht sogar mit machen half.

Seidl, wie jeder alte Oesterreicher, glaubte an die Rechte des Herzens, an die Treue der Menschen gegen sich selbst und gegen Andere, an die Vaterlandsliebe der Völker Oesterreichs. Er konnte sich nicht denken, daß es blinde Gegner der Einheit seines Vaterlandes geben, und, daß diese Gegner je die mächtigste Unterstützung finden könnten, daß man je in der Zerstörung oder Preisgebung der Autoritäten, eine Bürgschaft des Staatsbestandes und gar des freiheitlichen Fortschrittes suchen werde. Aber all' dieses Undenkbare mußt' er bald unter der Maske der legitimen Reaction, bald unter der Maske der legitimen Freiheit um sich herum geschehen sehen. An Stelle des Militarismus und des Jesuitismus trat der liberale Constitutionalismus, diesem folgte der aus den beiden Ersteren construirte Föderalismus und nach einem wenig gelungenen dualistischen Versuche — der Marasmus. An die Stelle des Staates traten die Aemter, und die frohe Arbeit des Volkes wich dem Verzagen.

Seidl vermochte nicht an den Bestand des Neuen zu glauben. Er mag wol nachgedacht haben, ob es ober oder neben ihm mehr an Willen oder an Kraft und Fähigkeit zur Vollendung des begonnenen Werkes fehle. Welches Resultat lieferte ihm dieses Nachdenken? — So viel ist gewiß, sein Liedermund verstummte, er spannte die Saiten von seiner Leier und wandte von da ab all' sein Streben der Lehr- und Lernwelt seines Vaterlandes zu. Er, der Männer mit seinen edlen Gesängen zu erquicken und zu

erfreuen gedachte, kehrte in die Schulstube zurück, um dort Besseres für das Leben vorzubilden, als er in den Tagen der Entscheidung in den Stuben der Arbeit und auf dem Felde der Kämpfe vorgefunden hatte.

Als ich auf den Wunsch des hochverdienten Verlegers, der durch die Ausgabe dieser gesammelten Schriften dem seinem Herzen unvergeßlichen Freunde einen unverwelklichen Kranz auf das Grab zu legen gedenkt, es übernahm, diese Einleitung zu schreiben, setzte ich mir nicht das Ziel, eine Biographie Johann Gabriel Seidl's oder eine vollständige pragmatische und kritische Würdigung der Werke des Verewigten zu verfassen. Ich muß dieses dem Manne überlassen, der die Herausgabe des ganzen Werkes besorgt. Ich wollte durch meine Darstellung nur vorsorgen, daß unser Dichter nicht in einem andern Lichte betrachtet und beurtheilt werde, als in dem Lichte jener Zeit, in der und für die er sang. Ich wollte nur vergangene Tage schildern, daß man ihren Sohn verstehe. Natur und Herz, das war sein Reich; den Fragen, die jetzt die Welt erschüttern, blieb er ferne; und so darf man von ihm mit Recht sagen, daß das Dauernde im Wechsel der Gegenstand seiner Lieder war. Wer höher fliegen kann, der spanne seine Flügel aus. Ob er oben das zufriedene Glück findet, das unser Dichter dort fand, wo er es suchte, bis die heranstürmende Woge der Zeit seine Blumen und Saaten für lange und bange Tage mit Sand und Schlamm bedeckte, — für lange Tage, deren gewiß verklärendes, versöhnendes und völkerbeglückendes Ende ihm zu erleben nicht beschieden war?! —

Während ich diese Zeilen niederschreibe, ist es mir, als neige sich das wolwollende Angesicht des Verewigten über meine Schulter, als blickten seine sinnigen, braunen Augen auf meine Schrift, als leuchte aus ihnen ein Ausdruck dankbarer Zufriedenheit. Dichter wollen sich nicht nur „der Menge zeigen", sie wollen auch nicht vergessen sein. Noch am 17. März 1872 schrieb mir Seidl: „Was mich betrifft, ich bin ‚des Wanderns müde' und freue mich nur, wenn ich Beweise erhalte, daß mein einstiges Streben nicht allseits vergessen ist".

Mögen die hiemit eingeleiteten Bände das Angedenken an einen begabten, reinen und edlen Dichter, an einen guten Oesterreicher, an unsern Johann Gabriel Seidl noch lange erhalten! —

Wien, im März 1876.

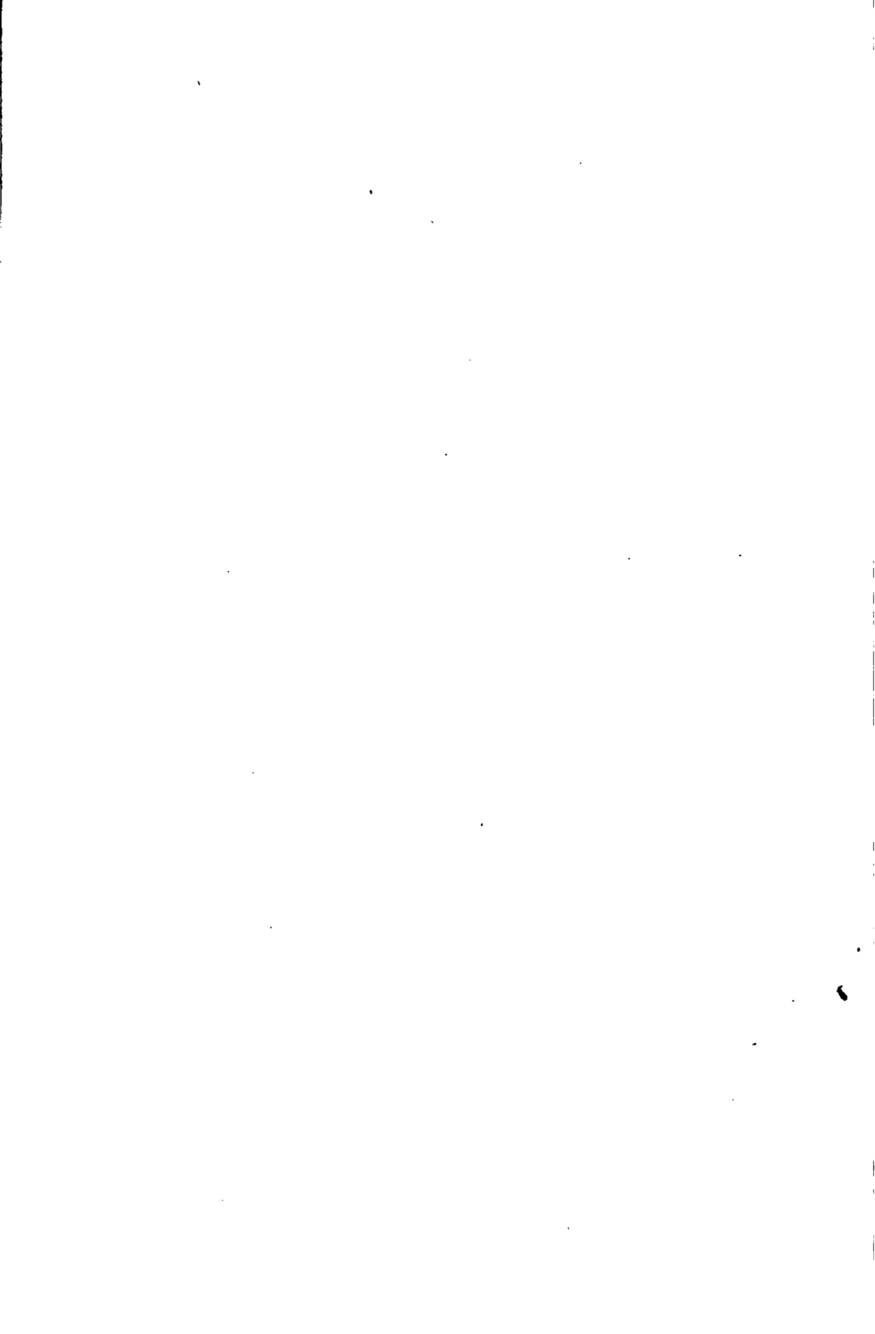
Julius von der Traun.

I.

Schiller's Manen!

Bilder aus dem Dichterleben.

(1825.)



An Schiller!

Nimmer ruhe die Hand und das Herz soll nimmer erkalten,
　　Rüstig an's Werk, denn es krönt solch' ein Beginnen das Glück!
Einfach steig' es empor, auf deutschem Boden, das Denkmal,
　　Kündend mit steinernem Mund, wem es der Deutsche gebaut!
Ewig wird es besteh'n. — Dein Name geprägt an die Stirne
　　Sichert, wie jeglichem Werk, ewige Dauer auch ihm!
D'rum nicht lange gesäumt! Wer Freund Dir war, er bezeug' es!
　　Sieh', Und bezeugt es nicht laut alles teutonische Land?
Ihren schönsten Demant aus der Krone nehmen die Fürsten;
　　Von dem Erworbenen langt willig der Bürger hervor;
Reichlich gibt der Soldat, wie der karg beschränkte Geschäftsmann;
　　Bricht doch die Hausfrau selbst gerne der Eitelkeit ab;
Schonet des Sparguts nicht, ihr Aermeren, schmälert's mit Freuden:
　　Wer euch das Höchste geschenkt, ist er des Letzten nicht werth?
Widmet ihm, was die Kunst euch erfinderisch lehret, ihr Künstler,
　　Sei es in Tönen gesagt, oder in Worten getönt!
Das ist eben der Ruhm und das göttliche Zeichen der Künste,
　　Daß sie sich schwesterlich gern reichen den helfenden Arm.
Und so empfange denn auch, was schüchterner Seele der Jüngling
　　Froh aus dem kleinlichen Schatz seiner Empfindungen beut!
Nicht aus Deinem Leben, Erhabener, malt' ich die Bilder,
　　Nein, aus der eigenen Brust nahm ich mir Farben und Stoff.

Wie ich selbst mir ihn denke den wahren Dichter, so malt' ich:
Wenn ich den Dichter nur traf, traf ich ja, Hoher, auch Dich!
D'rum empfange dies Lied, — ein Stein sei's mehr zu dem Denkmal:
Hätt' ich auf Kronen ein Recht — wär' es wol auch ein Demant!

1. Das Kind.

In der Wiege liegt der Knabe,
Freudig steh'n sie um ihn her:
Seh'n der Liebe Segensgabe, —
Seh'n jedoch an ihm nicht mehr!
Danken wol auch Gott mitunter,
Daß der Kleine makelrein,
Daß er so gesund und munter
Lächelt in die Welt hinein!

Seh'n ihn wachsen in Gedanken,
Seh'n ihn leben und gedeih'n,
Seh'n ihn schwärmen, lieben, wanken,
Und zuletzt doch tüchtig sein.
Ach! und neue Thränen rollen,
Ach! und neue Lust entglimmt:
Denn, das Höchste, was sie wollen,
Scheint ihm ja mit Gott bestimmt!

Aber hinter seiner Wiege,
Unbemerkbar ihrem Blick,
Weicht, als ob's in Duft zerfliege,
Schnell das Mauerwerk zurück;
Statt der glatten Ziegelwände,
Wallt ein blau' Gewölk hervor,

In ein Eden sonder Ende
Zeigt ein weit geöffnet Thor.

Klänge, wie aus gold'nen Saiten
Durch des Westes Hauch geweckt,
Säuseln aus den lichten Weiten,
Deren Ziel kein Aug' entdeckt.
Weiße Lichtgestalten schweben,
Glanzverklärt, im Hintergrund:
Ihre Seele scheint zu leben,
Und zu sprechen scheint ihr Mund.

Und, umrauscht von ihren Psalmen,
Schwebt heran ein hehres Weib;
Wie ein Strom aus Silberhalmen,
Wallt das Kleid um ihren Leib.
Ihre Stirne kündet Feier,
Ihr im Haare ruht ein Kranz,
Und der Anmut heil'ger Schleier
Mildert ihrer Augen Glanz.

Aber auf der Lippen Saume,
Halb verhüllt, halb freigestellt,
Wie der Keim von einem Traume,
Schlummern Leben ihr und Welt.
Unsichtbar dem Ungeweihten,
Eilt sie auf den Säugling zu,
Ihr Gewand auf ihn zu breiten: —
Heil'ge Muse, das bist du!

Aus der Wiege, selig lächelnd,
Nimmt sie jetzt ihn, unbemerkt,
Bis ihr Hauch ihn, leise fächelnd,
Durch und durch für sich gestärkt;

Küßt ihn jetzt und küßt ihn wieder,
Sieht ihn freundlich lächelnd an,
Beugt sich nochmal auf ihn nieder, —
Und die Weihe ist gethan.

Und nun liegt der Knabe drinnen,
Liegt, wie jeder And're, da:
Keiner ahnt es, wie von innen
Ewig ihm die Göttin nah.
Nur wenn gar, wie Morgenschwingen,
Glüht sein Antlitz um und um:
Will sie's fast zum Beten zwingen, —
Doch sie wissen nicht warum?

---

2. Der Knabe.

Ha! siehst du den Knaben
Mit goldenen Locken,
Wie macht er im Spiele
Sie Alle zu Spott!
Der Erste von Allen,
Der Schönste von Allen,
Ein Leben im Kleinen,
Ein kindlicher Gott!

Die Anderen starren,
Sind lässig und lenksam,
Verrathen durch Lahmheit
Ihr eisiges Blut!

Er trotzt und gehorchet,
Er fragt und erwidert:
Sein Schauen ist Seele,
Sein Fühlen ist Glut!

Wol thut es, zu sehen,
Wie stolz er einhertritt,
Im Ernste des Spieles
Sich seiner bewußt;
Als wollt' er's erstürmen
Das zögernde Leben;
Als trüg' er's bezwungen
In kindlicher Brust!

Doch der wilde, rasche Knabe
Kann auch mild und ruhig sein.
Wenn des Abends sie zur Labe
Sitzen bei der Ampel Schein;
Wenn sie, traut gedrängt im Kreise,
Mustern die Vergangenheit,
Und nach kluger Ammen Weise
Kürzen die gemess'ne Zeit;
Wenn sie von der Geister Launen,
Von der Liebe zarter Fee'n,
Sich in's Ohr die Kunden raunen;
Wenn die Riesen aufersteh'n,
Wenn die Wälder sich beleben,
Wenn die Auen wieder blüh'n,
Wo bei leisem Harfenbeben
Rosen um die Wette glüh'n,
Wo die Frauen in den Thürmen,
Wo die Drachen vor dem Thor,
Wo die wack'ren Recken stürmen,
Angespornt vom Elfenchor;

Ha! wie lauscht er da, der Wilde,
Wie so still mit einem Mal,
Bis sich von dem schönen Bilde
Ja kein Zug dem Ohre stahl.
Ha! wie flammen seine Blicke,
Und wie pocht sein weiches Herz:
Gleich als fühlt' er mit am Glücke,
Gleich als litt' er mit am Schmerz!

Oder wenn beim Mittagsmahle
Vater oft vom Krieg' erzählt,
Wie für Heimat-Berg' und Thale
Glut des Braven Herz beseelt!
Wenn er Heldennamen nennet,
Wenn er Heldenthaten preist;
Wie der Knabe da entbrennet,
Wie sein großes Auge kreist;
Weg mit übersel'ger Miene
Schleicht er in sein Kämmerlein,
Langt die kleine Breterbühne
Schnell hervor beim alten Schrein;
Klebt sie auf, die bunten Scenen,
Läßt, was er gehört, gescheh'n,
Daß dabei von Wonnethränen
Ihm die Augen übergeh'n.

Doch wenn von dem grauen Dome
Rauscht erhab'ner Orgelklang,
O, wie fühlt er sich im Strome
Dieser Wogen, weich und bang!
Unbekannte Finger greifen
In sein tief erschüttert Herz,
Seine jungen Sinne schweifen,
Schwindelnd, auf- und niederwärts.

Ist es Wehmut, ist's ein Mahnen
All' an das, was ihn erfreut?
Oder ist's ein leises Ahnen
Künft'ger Wonne-Seligkeit?
Ach! es ist ein heilig Brennen,
Das doch mild die Schläfe kühlt:
Selber kann er's euch nicht nennen,
Und wer nennt ihm, was er fühlt? —

Da lebt denn der Knabe
So wild und so ruhig,
So nährt er im Herzen
Das blühende Glück!
Sie aber versteh'n's nicht,
Sie können's nicht deuten
Das offene Räthsel —
In Mienen und Blick!

3. Der Jüngling.

Du, Dichterjüngling, kecker Adler,
So stolz und doch so demutvoll,
Du, der verschmäht den kühnsten Tadler,
Und buhlt um des Geringsten Zoll
Dich darf ich nicht in Andern schildern,
Denn ich bin du und du bist ich:
Gewiß, nur malend nach den Bildern
Des eig'nen Innern, treff' ich dich.

Glückselig, wer sie sein noch nennet,
Der Jugend und der Muse Gunst:

Auf seines Herzens Altar brennet
Ein Vestafeuer für die Kunst.
Er ahnt nichts von den dunklen Losen,
In Paradiese schaut sein Blick, —
Und selbst die Dornen sind ihm Rosen,
Und selbst die Thränen sind ihm Glück.

O lass' mich schwelgen, lass' mich träumen,
Erhabne Segensspenderin;
So lang der Freude Becher schäumen,
Berausche dich mein off'ner Sinn!
Spann' aus, o Seele, deine Schwingen:
Weit geht der Flug, doch zu weit nie;
Lass' alle deine Saiten klingen,
Daß sie erklingen, hast du sie!

Die Welt ist schön, genieß, mein Auge,
Die Welt ist Gottes Wiegenkind!
Mit ungestilltem Dürsten sauge
Den Nectar, der umsonst nicht rinnt!
Die Blumen blüh'n — auf! Hand, und pflücke,
Was gern dem Pflückenden sich beut;
Die Pfade grünen, — auf! und drücke,
Beschwingter Fuß, ihr schwellend Kleid!

Du aber, Herz, mit deinem Pochen,
Die Liebe ruft — vernimm den Klang!
Sie hat das Räthsel ausgesprochen,
Das deines Inn'ren Sphynx dir schlang.
O welche Kühnheit, welches Zagen,
O welche Wonne, welcher Schmerz! —
Wie kannst du diesen Sturm ertragen,
Und nicht zerspringen, schwaches Herz?

Wie kannst du solchen Reichthum hegen,
Und doch so arm an Liedern sein?
So viel sein und dich dennoch regen
Nach ihrem eklen Alltagsreih'n?
So laut sein innen — und doch schweigen;
So heil von innen — und doch krank;
So keinem, was du bist, doch zeigen,
So treu sein und dabei so schwank?

Du kennst der Freude Wonnethränen,-
Du kennst der Wehmut Perlenschmuck,
Der Freundschaft unaussprechlich Sehnen,
Der Elternliebe süßen Druck,
Des Angedenkens heilig Mahnen,
Des reinen Herzens Freudigkeit:
Doch keine Seele kann es ahnen,
Was Kuß und Gruß der Liebe beut!

D'rum auf! mein Herz, genieß' und dichte,
Und um das Weit're frage nicht!
Ob dich die Welt auch d'rüber richte,
Es ist darum kein Weltgericht.
Sie können dich zum Träumer stempeln,
Dir Dornen sä'n auf deine Bahn,
Doch darum schlägt in deinen Tempeln
Die Glut nicht minder hell hinan!

O lass' sie mit Vernunft sich brüsten,
Nicht einen Traum geb' ich dafür!
Wenn sie um's Glück des Träumens wüßten, —
Gewiß, sie träumten gern, wie wir.

Doch das ist Fluch und Segen eben,
Der über'm Haupt des Dichters schwebt,
Daß ihn so feindlich faßt das Leben,
Und daß er doch so gerne lebt.

---

4. Der Mann.

Da steht er, groß und ruhig, der Mann in seiner Kraft,
Nicht hemmet ihn die Kälte, nicht reizt ihn Leidenschaft;
Die Stirn' ein Thron des Ernstes; die Hand der Milde Sitz,
Und seine Worte Donner und seine Blicke Blitz.

Doch kann er drum nicht ruhen, sein Fleiß verschlingt die Zeit,
Er treibt sich hin und wieder mit rüst'ger Emsigkeit:
Und duldet Lieb' und Tugend, sie ruf' ihn — er ist nah;
Und gilt es Recht und Freiheit, ein Ruf — und er ist da!

Doch ist er mehr, denn And're, er ist der Muse Freund,
Und Niemand kann oft merken, was er im Innern meint;
Wol manche Thräne weint er, doch weint er sie in's Herz;
In ihren Wiegen sterben bei ihm so Lust, als Schmerz.

Da ist ihm kein Ergebniß, und kein Geschick zu klein,
Um nicht des ew'gen Waltens ein Denkmal ihm zu sein;
Ein Feld ist ihm das Leben, drauf sammelt er und sucht,
Und was er fand, das sä't er, und Lieder sind die Frucht.

Und wenn der Tag verglommen, dann eilt er froh nach Haus,
Und spannt, der Kette ledig, die Flügel wieder aus:
Dann zählt er seine Lieben mit dankbar-frommem Sinn,
Und hat sie alle wieder und ruft sie zu sich hin:

„Kommt, Lieben, setzt euch zu mir im Kreise, klein und traut,
„Und lächelt mir recht freundlich und seid mir nicht zu laut;
„Es steigt aus euren Augen der Friede in die Brust:
„Ist meine stummste Freude, doch meine laut'ste Lust!"

Und wie er also schwelget in seiner Lieben Blick,
Da ist der Mann verschwunden, der Jüngling kam zurück;
Da tauchen all' die Träume der Jugend auf vor ihm,
Da fliegt durch helle Räume sein Geist mit Ungestüm.

Er kann sie nimmer zügeln die unruhvolle Glut,
An's Herz in heißen Wogen schlägt des Gesanges Flut!
Zur stillen Kammer zieht's ihn, — er reißt sich los mit Macht,
Und winkt nur noch den Seinen — ein wonnig: „Gute Nacht!"

Und in der stillen Kammer, da harrt der Mond wol schon,
Und schmücket seinen Sitz ihm zum leuchtenden Sängerthron:
Und in die stille Kammer da schau'n die Sterne so rein
Und tragen ihm silberne Noten zu seinem Lied hinein.

Die lispeln ihm zurücke, was er am Tage trug,
Was schmelzend oder schmerzend an seine Seele schlug;
Und einen all' die Klänge aus Moll und Dur sofort,
Den Tönestreit des Lebens, zum milden Kunstaccord.

In tiefem Schlummer liegen schon Alle rings versenkt,
Die ihn bei Tag erfreuet, die ihn bei Tag gekränkt:
Indessen, ohn' es zu wissen, ihm ihre schlummernde Hand,
Schon eine neue Krone für seine Scheitel wand.

Im tiefen Schlummer liegen schon Alle rings versenkt,
Die ihn bei Tag erfreuet, die ihn bei Tag gekränkt:
Er wacht allein und brauet für sie an einem Trank,
Der stärkt, wenn sie gesund sind, und heilet, wenn sie krank!

So sei des Dichters Walten, wenn er uns rühren soll;
Es liegen Kunst und Leben in Hader nicht und Groll;
Sind, wie sie sind, doch Beide der ew'gen Götter Gunst, —
Die Kunst gedeiht im Leben, das Leben in der Kunst.

---

5. Der Greis.

Wanderer.

Wer mag der alte Mann nur sein, der dort
Im Schatten jener Ulme schweigend sitzt,
Ein lebend Abbild hundertjähr'gen Friedens?
Wie Silberströme wogen ihm die Locken
Um seiner Stirne freundlich off'nes Rund,
Und zwiefach strahlt ein biederkräftig Herz
Im reinen Spiegel zweier hellen Augen.
Bei dem Urew'gen! Das ist kein gemeiner,
Kein Alltagsmensch! — Wer solch' ein Greis geworden,
Der war, dieweil er jung, nicht jung, wie wir!
Ein Cherub steht ihm unsichtbar zu Häupten,
Und zeichnet um ihn einen Zauberkreis,
Den überschreitend sich das Knie muß beugen,
Und heilger Schauer in die Herzen kommt.
Wie sie ihm nah'n, so dankbar-schüchtern: — Kinder
Und Greise, Bürger und Erhab'ne, Mann
Und Weib! — Ich bin ein Wanderer, junger Freund,
Bedeutet mir, wer ist der alte Mann,
Der dort im Ulmenschatten, schweigend, sitzt,
Ein lebend Abbild hundertjährigen Friedens?

Jüngling.

Ihr kennt ihn nicht? —

Wanderer.

Ich kenn' ihn, denn ich sah ihn,
Und wer ihn sah, gewiß, der kennt ihn auch!
Doch wer er sei —!?

Jüngling.

Seid Ihr ein deutscher Mann?

Wanderer.

Wär't Ihr im Unglück, wollt' ich's Euch beweisen!

Jüngling.

Nun denn — so kennt Ihr wol das Lied, womit
Die deutsche Mutter ihren Säugling einwiegt —?

Wanderer.

In Träumen meiner Kindheit klingt mir's noch!

Jüngling.

So kennt Ihr wol das Lied, womit der Knabe
Sein erstes Spiel belebt; woran das Mädchen
Der Unschuldkehle Klang zuerst versucht —?

Wanderer.

Es ist ein Lied vom Herzen: — meine Kinder
Hab' ich's gelehrt, daß einst sie's ihre lehren!

Jüngling.

So kennt Ihr wol das Lied, womit der Jüngling
Den ersten Träumen seiner Freundschaft Ausdruck,
Der Liebe Schweigen — Worte lieh; worein
Die Jungfrau ihre Thränen kleidete;
Worunter selbst das flammende Geständniß
Erröthend seinen heil'gen Sinn verbarg?

So kennt ihr wol das Lied, das wunderkräftig,
Als es den Kampf für Herd und Kinder galt,
Die Herzen aufrief, alle Seelen stürmte,
Bis in die Hände trat der Mut und jubelnd
Der Bundesschwur zu Schwerterharfen klang? —

Wanderer.

Noch faßt mich Kampfentzückung, — denk' ich d'ran.

Jüngling.

Und dann — Ihr spracht von Euren Kindern, Ihr
Seid Vater! — o gewiß, dann kennt Ihr auch
Noch jenes Lied, — es ist das Glück, das drinnen
Aus zweier Gatten feuriger Umarmung,
Als heit'rer Fönix gegen Himmel fliegt; —
Die deutsche Hausfrau, eh' sie schlummern geht,
Singt's an Gebetes statt; — und dann — ein Andres,
Dem Greis ein wahrer Auferstehungsruf; —
Und dann — o Gott! Ihr seid ein deutscher Mann,
Ihr kennt wol all' die Lieder, all' die Weisen,
In denen sich ein deutsches Herz gefällt;
Bei deren Klang es eintritt in das Leben,
Bei deren Klang es träumt und schwärmt im Leben,
Bei deren Klang es wirkt und schafft im Leben,
Bei deren Klang es scheidet von dem Leben?
Seht! all' die Lieder — er hat sie gedichtet,
Der alte Mann, der in der Ulme Schatten
Dort schweigend ruht, — der heil'ge Dichtergreis!

Wanderer.

O führt mich hin zu ihm, daß ich ihm's danke,
Was er mir gab — o führt mich hin zu ihm!

Jüngling.

O stört ihn nicht in seiner schönen Ruhe!
So sitzt er oft, an kühlen Abenden,
Vor'm Thor des Städtchens — 's ist sein Vaterstädtchen,
Ihr kenntet's nicht, wenn es nicht ihn gebar —
So sitzt er oft — und muß gewähren lassen,
Wenn sie aus Rosen, die er ihnen gab,
Ihm huld'gend Kronen um die Schläfe winden.
Da kommt die Mutter, ihm des Säuglings Schlaf
Zu danken; — da der Jüngling mit der Jungfrau,
Und streuen Blumen auf des Greises Haupt,
In dessen Liedern sich ihr Herz begegnet; —
Da kommt der Mann mit seinem ernsten Danke,
Die Frau mit sittig holdem Beifallslächeln; —
Und Greis und Knabe kommen dort zusammen,
Und danken ihm mit einem — seinem Lied; —
Und junge Musenpriester kommen flehend,
Daß er sie lehren mög' ein Lied, wie sein's;
Ja Pilger selbst aus fernen Gauen nah'n,
Wallfahrern gleich, den Dichtergreis zu ehren.
Doch horch! sie jubeln laut. Nun stimmt mit ein,
Und diesen Jubel laßt den Dankesausbruch
Von mehr, denn tausend Wonnestunden sein!

Alle.

Heil unserm Dichtergreise! Heil ihm! Heil!

Der Dichtergreis.

Mein Gott! Wie dank' ich Dir, was Du gegeben?
Des Greises Lippe singt Dir schwachen Dank!
Laß mich, um Dir zu danken, mich erheben,
Nur einmal noch, eh' jede Kraft mir sank!
Ich weiß nicht, fleh' ich: „Himmel, laß mich leben!"
Fleh' ich: „O reich' mir jetzt den Schlummertrank:"

Denn Höheres kann mir kein Gott gewähren,
Und, was ich habe, mir kein Gott zerstören.

So hätt' ich es denn wirklich auch errungen,
Das gold'ne Vlies, wonach ich ausgeschifft?
So hätt' ich wirklich denn mich aufgeschwungen,
Wo mich der Zahn des Neides nimmer trifft? —
Was ich gedacht, es klingt von allen Zungen,
Und was ich schrieb ist aller Seelen Schrift;
Was aus dem Mark des Lebens ich genommen,
In's Mark des Lebens ist's zurückgekommen.

Was ich gestrebt in stummen Mitternächten,
Im Sonnenlichte lebt's nun laut und klar:
Was ich gerungen habe nach den Rechten,
Schlingt nun, als Kranz, sich kühlend mir in's Haar;
Ob Tück' und Haß mir oft die Flügel schwächten,
Zur Lieb' ist Alles worden wunderbar,
Und jede Lippe scheint mir Dank zu singen,
Und jedes Aug ein Opfer mir zu bringen!

Doch laßt nun auch die Kleinen zu mir kommen,
In deren Brust mein Gott die Schwingen regt!
Kommt, junge Sänger, Jugend ist zum Frommen,
Viel werth ein Herz, das noch in Vollkraft schlägt!
Kühn muß es sein und mutig aufgeklommen,
Wie's drunten auch sich aufbläht und bewegt:
Die Huld der Götler läßt sich nicht erschleichen,
Und ohne Straucheln gibt es kein Erreichen.

Schwer ist's und nur der Wackre kann's erstreben,
Doch reich an Palmen ist der Muse Dank;
O könnt' ich mich nur einmal noch erheben
Zu ihrem Preis, eh' mir die Schwinge sank!

Die Seele zweifelt mir, ob ich um Leben,
Ob jetzt noch fleh'n soll um den Schlummertrank:
Denn, was ich habe, kann kein Gott mir stören,
Und Höh'res aber auch kein Gott gewähren!

An Schiller!

Dir nicht ward es gegönnt, zu steh'n mit silbernen Locken;
Eh' sie noch aufgeblüht, traf dir die Blume der Sturm. *)
Hören nicht kannst du den Dank, nicht sehen kannst du die Thräne,
Nicht den Wallfahrtzug jubelnder Enkel mehr schau'n!
Aber wofern ein Gefühl dir droben noch lebt in der Seele,
Dort, wo im weißen Talar wandeln die Priester Apolls,
Wo sie, die schimmernden Schläfe geziert mit schneeigen Binden,
Ihr vollendetes Lied singen zum Harfengeräusch, —
Greis, *) wofern ein Gefühl dir droben noch lebt in der Seele,
O so entgeht dir gewiß unsere Huldigung nicht!
Ob du ihn hier nicht sahest den Lohn, dort wirst du ihn fühlen:
Einem würdigen Haupt bleiben die Kränze nicht aus.

---

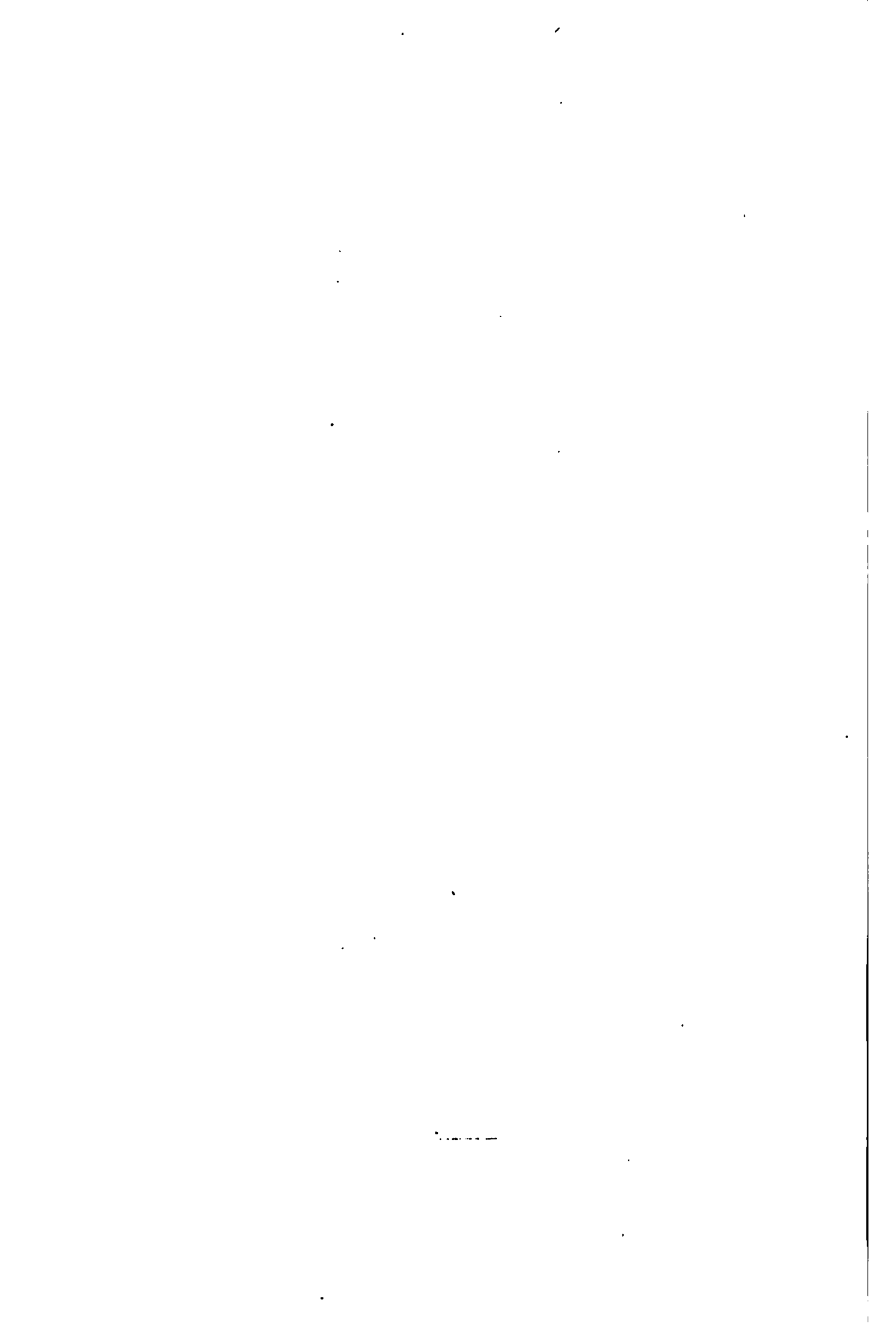
*) Im Stuttgarter „Schiller-Album," J. G. Cotta. 1837. 8°, auf Seite 224 und in Wurzbach's „Schillerbuche," Wien 1859. 4°. Seite 256, Marg. 2692, befinden sich die Varianten:

„. . . . . traf dir die Blume die Zeit;"

und:

„Geist, wofern ein Gefühl . . . ."

H. M.



II.

Lieder der Nacht.

(1820—1848.)

Und ist der Tag ein kräft'ger Mann,
Der wehrt und wirkt und wärmt,
So ist die Nacht ein zartes Weib,
Das tändelt, liebt und schwärmt.

Du warst's, o Nacht, aus deren Duftpokale
Mein junges Herz die erste Weihe sog;
Du warst's, o Nacht, zu der, im Vollmondstrahle,
Ein scheuer Falter, meine Ahnung flog!

Noch wußt' ich's nicht aus dir herauszulesen,
Verschwommen rang noch Wahrheit und Symbol;
Doch war bei Tag mir noch so weh gewesen,
Sobald du kamest, da ward mir wieder wol.

Wenn ich am Fenster lehnt' und in dein Schweigen,
Mein pochend Herz nur hörend, mich verlor,
Wie überkam es immer mich so eigen,
Wie zog es mich so wunderbar empor!

Wie hätt' ich mögen meine Brust entfalten,
Um aufzunehmen all dein reiches Licht!
Ich wußt' es nicht zu meistern, zu gestalten,
Es gohr, es trieb, und wurde — zum Gedicht.

Und was dann oft nach mancher Nacht am Morgen,
Als heimlich Lichtbild, selbst mich überrascht,
Wie schüchtern ich der Welt es auch verborgen,
Manch' Freundesauge hat es doch erhascht.

Bald wich die Scheu, bald ward ich selbst mir Richter,
Da hat ein Wind die Blätter mir geraubt,
Erschrocken harrt' ich, hört' ein flüsternd: „Dichter!" —
Und endlich hab' ich selbst daran geglaubt.

So schuld' ich dir's, o Nacht, daß ich's verschuldet,
Geglaubt zu haben, was vielleicht nur Wahn: —
Doch weil ein Menschenalter mich geduldet,
Poch' ich nun leise bei dem zweiten an;

Ich fühl' es wol, die Welt hat sich verändert,
Die Muse schlug ihr Buch verschüchtert zu,
Ihr graut vor Blättern, die mit Blut geröndert,
Unheimlich ward ihr unsrer Nächte Ruh'.

Die Sterne flackern fiebrisch wie vor Schrecken,
Den Himmel röthet fahler Nordlichtschein,
Des Mondes Stirne trüben Nebelflecken,
Die Luft ist schwül, und lautlos schweigt der Hain.

Wohlan! — und müßt' es wirklich sein verklungen
Das Lied, zu still für uns'rer Zeit Gebraus,
So tön' es langsam in Erinnerungen,
Ein schmerzlich Echo, sanft im Nachhall aus!

Vielleicht, daß doch ein Herz noch hin und wieder
In seiner Nacht des Lied's sich freuen mag; —
Dem naht euch leis', und helfet mit, ihr Lieder,
Es wach zu halten bis zum jungen Tag!

Am Fenster.

Ihr lieben Mauern, still und traut,
Die ihr mich kühl umschließt,
Und silberglänzend niederschaut,
Wann droben Vollmond ist,
Ihr saht mich einst so traurig da,
Mein Haupt auf schlaffer Hand,
Als ich in mir allein mich sah,
Und niemand mich verstand!

Jetzt brach ein and'res Licht heran,
Die Trauerzeit ist um,
Und manche zieh'n mit mir die Bahn
Durch's Lebensheiligthum;
Sie raubt der Zufall ewig nie
Aus meinem treuen Sinn:
In tiefster Seele trag' ich sie,
Da reicht kein Zufall hin.

Du, Mauer, wähnst mich trüb wie einst,
Das ist die stille Freud';
Wenn du vom Mondlicht widerscheinst,
Wird mir die Brust so weit.
An jedem Fenster wähn' ich dann
Ein Freundeshaupt, gesenkt,
Das auch so schaut zum Himmel an
Und auch so meiner denkt!

Abendgang im Nebel.

Der Mond ist heute weggeblieben,
Die Sterne feiern still daheim,
Und einsam geh' ich fort im Trüben,
Und trag' im Herzen manchen Keim.

Ein Nebelvorhang rauschte nieder,
Die Nacht verbirgt ihr karges Licht,
Gespenstisch flirrt es hin und wieder,
Und Bruder kennt den Bruder nicht.

Und doch durchzuckt uns oft ein Beben,
Wenn so ein Bild vorüberweht,
Als wär's ein Stück von uns'rem Leben,
Ein Wesen, das uns nahe geht.

Wir können keine Züge lesen,
Wir geh'n, — ob wol die Hast uns frommt?
Wer weiß, ob's Freund, ob Feind gewesen,
Wer weiß, ob's jemals wieder kommt?

Du Nacht, dein Dunkel bleibt zu loben;
Doch wenn hier treue Herzen geh'n,
So lass' uns deine Leuchten oben,
Damit wir keines überseh'n!

Wiederfinden.

Gott grüß' dich, Lebenscamerad,
Nach langer, langer Zeit,
Seitdem uns unser Pilgerpfad
Getrennt hat und entzweit.

Wir haben seither Vieles zwar
Verloren und vermißt;
Allein vergessen sei, was war,
Empfunden sei, was ist.

Du denkest wol noch jener Nacht,
Da wir geschieden sind:
Ein Himmel war's voll Sternenpracht,
Und frostig blies der Wind.

Zur Seit' uns hob der Stephansdom
Sein kühnes Haupt empor, —
Und aus den Augen brach ein Strom
Von Thränen uns hervor.

Das sei vergessen, Camerad,
Die Trennung ist vorbei;
Wir steh'n vereint auf einem Pfad,
Und finden uns getreu.

Doch nun, mein Camerad, sag' an,
Erzähle was du sahst,
Was du entbehrt auf deiner Bahn,
Was du genossen hast.

An deiner Stirne merk' ich's dir:
Du bist noch frisch, wie einst,
Und gibt's auch Runzeln dort und hier,
Du bist nicht, was du scheinst.

Der liebe Himmel selber gibt
Von deiner Stirn ein Bild:
Oft scheint er runzlicht und getrübt,
Als blieb' er ewig wild;

Und dennoch ist dies Nebelgrau
Ein Anflug nur der Zeit:
Sein Grund ist blau und bleibet blau
In alle Ewigkeit.

Die Begegnung.

Das Feld vorm Friedhof schimmert fahl
Im kalten, bleichen Mondesstrahl;
Zwei schwarze Leichenwagen zieh'n,
Der eine her, der andere hin.

Zwei Männer sitzen schlummernd drauf,
Die Rosse wissen selbst den Lauf;
Die Wagen rollen, schwer wie Blei,
Grad an einander dumpf vorbei.

Den Beiden, die der Nord, so scharf,
In dumpfen eis'gen Schlummer warf,
Erdröhnt das Rollen an ihr Ohr, —
Sie schrecken aus dem Schlaf empor.

Sie halten still auf ihrer Bahn,
Und schau'n sich düster lächelnd an:
Der deutet auf die Leiche drin,
Der auf den leeren Wagen hin.

„Ich hol' ihn erst!“ — „„Ich hab' ihn schon!““ —
„Kommt uns wol beiden nicht davon!“ —
Ob's früher, ob es später fiel,
Es leitet doch an's eine Ziel.

Die Männer scheiden wieder stumm,
Und sinken dumpf in Schlummer um. —
Nach wenig Stunden rollt es schwer,
Der eine hin, der andere her.

Mondhelle.

Du Sehnsuchtbeleber, du freundlicher Mond,
Möcht' wissen, wie droben bei dir es sich wohnt,
Möcht' wissen, wie golden die Saaten da steh'n,
Wo die silbernen Lämmer zur Weide geh'n!

Du hast ja der magischen Fäden so viel,
Und webst sie um Wälder und Felder zum Spiel!
Du wirfst ja dein Netz durch den nächtlichen Raum,
Gesponnen aus hellem und zitterndem Flaum!

O web' mir zu Bändern die Fäden so fein,
O flicht mir zu Schwingen die Bänder so rein,
Und heb' auf den Schwingen zu dir mich, o Mond:
Möcht' wissen, wie droben bei dir es sich wohnt!

Des Himmels Augen.

Aus des Menschen Augen schaut
Klar sein inn'res Leben:
Diesen Sternen ist vertraut
Sein geheimstes Streben.

Darum, Himmel, mag es sein,
Daß man dir vertrauet,
Weil aus tausend Augen rein
Deine Güte schauet!

Der Wanderer an den Mond.

Auf Erden — ich, am Himmel — du,
Wir wandern beide rüstig zu,
Ich ernst und trüb, du hell und rein,
Was mag der Unterschied wol sein?

Ich wand're fremd von Land zu Land
So heimatlos, so unbekannt,
Bergauf, bergab, waldein, waldaus,
Doch bin ich nirgend — ach! — zu Haus!

Du aber wanderst auf und ab
Aus Ostens Wieg' in Westens Grab,
Wallst länderein und länderaus,
Und bist doch, wo du bist, zu Haus!

Der Himmel, endlos ausgespannt,
Ist dein geliebtes Heimatland; —
O glücklich, wer, wohin er geht,
Doch auf der Heimat Boden steht! —

Der Mond und der Poet.

Einst ging der Mond spazieren
In einem grünen Wald,
Hätt' helle blonde Locken
Und eine runde Gestalt.

Drob war im grünen Walde
Die Freude nicht gering,
Die Bäume glänzten wie Silber,
Wo er vorüberging.

Auf einem Lichtschlag aber
Lag schwärmend ein Poet,
Der regte seine Lippen,
Es klang wie ein Gebet.

Der Mond der sah ihn liegen
Und schlich in seine Näh',
Und goß ihn voll mit Silber
Vom Wirbel bis zur Zeh'.

Doch jener lag, und blickte
Zum Himmel unverwandt;
Denn, um den Mond zu besingen,
War er herausgerannt.

Wie zürnt' er, als er droben
Den lieben Mond nicht fand,
Den Mond, der schelmisch lächelnd
An seiner Seite stand!

Das Zügenglöcklein.

Kling' die Nacht durch, klinge,
Süßen Frieden bringe
Dem, für den du tönst!
Kling' in stille Ferne,
So du Pilger gerne
Mit der Welt versöhnst! —

Aber wer will wandern
Zu den lieben Andern,
Die vorausgewallt?
Zog er gern die Schelle?
Bebt er an der Schwelle,
Wann „Herein" erschallt?

Gilt's dem bösen Sohne,
Der noch flucht dem Tone,
Weil er heilig ist? —
Nein, es klingt so lauter,
Wie ein Gottvertrauter
Seine Laufbahn schließt.

Aber ist's ein Müder,
Den verwais't die Brüder,
Dem ein treues Thier
Einzig ließ den Glauben
An die Welt nicht rauben, —
Ruf' ihn, Gott, zu dir!

Ist's der Frohen einer,
Der die Freuden reiner
Lieb' und Freundschaft theilt,
Gönn' ihm noch die Wonnen
Unter dieser Sonnen,
Wo er gerne weilt!

Stern und Sternschnuppe.

Wie's am Himmel strahlt und funkelt,
Wagen, Gürtel, Ophiuch!
Keine Letter blieb verdunkelt
In dem großen Sternenbuch!

Und von einer Demantseite
Fällt ein Sternlein, merkbar kaum,
Gleitet durch die blaue Weite
Ruhig in den niedern Raum.

Seht, welch' Rennen in die Ferne,
Wo es sich zur Erde senkt;
Keiner denkt nun mehr der Sterne,
Weil man dieses Licht's nur denkt.

Seht, nun wähnen sie's gewonnen,
Nun gehascht in trunkner Hast! —
Aber plötzlich ist's zerronnen,
Und sie steh'n und weinen fast. —

Brüder, kommt nicht ins Gewirre,
Wann ein Schein sich niederläßt:
Lichtlein führen euch nur irre,
An den Sternen haltet fest!

Freundessterben.

Zwei Freunde liegen zusammen krank,
Und wissen noch Gott die Gemeinschaft dank;
Bald sind sie entbunden des irdischen Streit's,
Ihr Sehnen begegnet sich droben bereits.

Ein heiliges Beben erfaßt sie zugleich,
Ein Gruß des Scheidens macht Beide sie weich,
Ein frohes Gedenken an frühere Zeit
Macht Beid' auf die künftige fröhlich bereit.

Und wie nun mit ernstem, klanglosem Schritt
Der Engel des Tod's in das Kämmerlein tritt,
Da legt er sich Beider Hände mit Lust
In seine Hand und an seine Brust. —

Da ging man zum alten Glöckner hinaus,
Auf daß er nun läute durch's nächtliche Haus
Das Reiseglöcklein zur weiten Bahn; —
Der Glöckner läutet's dem Einen an.

Da lauschen plötzlich die Leut' umher,
Und stehen und beten und staunen sehr:
Denn horch, das Glöcklein aus einem Mund
Thut zwei verbrüderte Töne kund!

Nachtstille.

Tausend Augen blitzen nieder,
Tausend Augen schließen sich;
Schweigen herrscht, und dennoch wieder
Klingt es leis' und wunderlich.

Ruhe nennet sich das Siegel
An dem Schlummerbrief der Nacht —
Und es raubet ihre Flügel,
Wer sie laut und lärmend macht.

Nur die Liebe schleicht im Düstern,
Nur die Sehnsucht athmet schwer,
Und der Herzen stillem Flüstern
Gibt der Himmel gern Gehör.

Der Dome Zweck.

Wall' ich so am Dom vorüber
In erhellter Winternacht,
Geh'n mir oft die Augen über,
Wenn des Nordes Hauch erwacht;
Und die Blicke schlag' ich nieder,
Frage kaum um's Sternenlicht,
Aber aufwärts zieht sie's wieder,
Wenn der Mund der Glocke spricht.

Und vergessen sind die Schmerzen
Und der Stürme wilder Chor,
Mit entfesselt weitem Herzen
Blick' ich rasch zum Dom empor;
Und, als wollt' ich bannend fassen
Jeden ernsten Hammerstreich,
Blick' ich auf, und kann nicht lassen
Von dem Dom und Sternenreich.

Und vor meiner Seele schwebet
Wieder klar der Dome Zweck,
Und warum der Mensch sie hebet
Zu den Sternen frei und keck:
„Daß, wer wallt im dumpfen Grauen,
„Wessen Blick am Boden kriecht,
„Wieder aufwärts möge schauen
„Zu des Himmels freiem Licht!"

Gelöster Zwiespalt.

Reißt sie ab die böse Saite
Meines Innern, reißt sie ab,
Die so oft mir zum Geleite
Finstre Schmerzensklänge gab!

Reißt sie ab, daß sie nicht schrille
Bei dem ersten fernen Klang,
Der sich durch die nächt'ge Stille
Dumpf zu mir herüberschwang!

Wehe, wie die Saite zittert,
Wie ich wieder wach sie rief,
Wie sie rasch das Spiel erschüttert,
Das noch eben lautlos schlief!

Mächtig faßt es alle Saiten,
Und sie alle schwirren auf,
Fort durch alle Herzensweiten
Stürmt des Schmerzensklanges Lauf.

Doch nicht Schmerz ist, was da klinget,
Schmerz nicht, was mit Mühe kaum
Sich dem Tongewirr entringet,
Wie ein schwüler Morgentraum.

Lust ist's, die, dem Schmerz verschwistert,
Plötzlich nachhallt, stille Lust,
Die beschwicht'gend niederflüstert
Auf's empörte Meer der Brust.

Wehmut tönet nun die Saite,
Die nur Schmerzensklang erst gab,
Süße Wehmut tönt die Saite: —
Reißt, o reißt sie drum nicht ab!

Nachthelle.

Die Nacht ist heiter und ist rein,
Im allerhellsten Glanz:
Die Häuser schau'n verwundert drein,
Steh'n übersilbert ganz.

In mir ist's hell so wunderbar,
So voll und übervoll,
Und innen waltet's frei und klar,
Ganz ohne Leid und Groll.

Ich fass' in meinem Herzenshaus
Nicht all' das reiche Licht:
Es will hinaus, es muß hinaus, —
Die letzte Schranke bricht!

Der Heimgang.

Es ruhet die Nacht auf den Hügeln so schwer,
Nur einzelne Lämpelein flimmern daher;
Das ist wol der Väter und Mütterchen Zug
Heimkehrend vom Ständchen bei Span und bei Krug.

Die saßen wol drüben bei'm Nachbar im Kreis,
Und schwatzten von Mährlein so traut und so leis',
Und sprachen recht selig, gar lang und gar breit,
Von jener vergangenen besseren Zeit.

Und was sie wie goldene Fäden so fein
Gesponnen im abendlich stillen Verein,
Das weben sie jetzt unterweges ganz sacht
Zu schönen und friedlichen Träumen der Nacht.

Die Welt — ein Schacht.

Seh' ich so hinan zur gestirnten Nacht,
Da dünkt mich das weite Land
Wol oft wie ein reicher Felsenschacht,
Der riesig darüber sich spannt.

Und auf blauem Grunde der Sternenschein,
Mit dem sie die Decken geschmückt,
Erscheint mir als Erz, als Edelgestein,
Das funkelnd die Wände durchstickt.

Und tief im geräumigen Schachte da webt
Ein Leben voll Lust, voll Schmerz,
Und rennet und klettert und wühlet und gräbt
Hinein in des Schachtes Herz.

Und quer durch die bunten Stollen zieht
Ein Ringen und Klingen daher:
Wie Tanzweis' hier, dort wie Todtenlied,
Hier hüpfend, dort so schwer;

Hier wollustathmender Liebesstreit,
Dort wildes Gezänk und Geschäum,
Hier lauter Jubel, da stilles Leid,
Dort Freundschaft beim Lämpchen daheim.

So ist's im Schachte, — doch wo geht
Ein Ausweg aus dem Schacht?
Wo führt es zum Lichte hinan, wo weht
Frei Leben hinab in die Nacht? —

Es muß wol über der Decke sein
Ein Land, ein Lohn, ein Licht! —
Ha, welch' ein Treiben, wenn einstens herein
Der Tag der Ausfahrt bricht! —

Grab und Mond.

. . . . relata refer!

Silberblauer Mondenschein
Fällt herab,
Senkt so manchen Strahl hinein
In manch' Grab.

Freund des Schlummers, lieber Mond,
Hehl' es nicht,
Ob im Grabe Dunkel wohnt,
Oder Licht! —

Alles stumm? — Nun, stilles Grab,
Rede du!
Zogst so manchen Strahl hinab
In die Ruh';

Birgst gar manchen Himmelsblick,
Silberblau;
Gib nur einen Strahl zurück! —
„Komm und schau!"

Die Englein.

Hat tausend Fenster, breit und klar,
Gottvaters Wohngebäude,
Hat eine große Kinderschaar
Von Englein auch zur Freude,
Und seh'n die Engelskindelein
Wol nächtlich, reg und munter,
Heraus zu'n Fenstern, breit und rein,
Und — fällt doch kein's herunter!

Wechselwirkung.

Du lächelst und du freust dich wol,
Mein lieber Sternenschein,
Auch du, mein Vollmond, schaust recht voll
Zufriedenheit darein!
Ich weiß, was euch so lächeln macht,
Und euch so wonnig rührt:
Ich hatte drauf bei Menschen acht,
Und hab' es ausgespürt.

Wenn unsereins ein Mensch, dem wir
Was Gutes einst gethan,
Entgegen kommt, der geht nicht für,
Er hält uns freudig an;
Und wenn sein Herz ihm springen möcht',
Und ihm in's Auge tritt,
Dann freut auch unsereins sich recht,
Und scherzt und lächelt mit.

So ist's mit euch, ihr Sterne dort,
Und dir vor allem, Mond,
Die ihr uns heut und immerfort
Belächelt und belohnt;
Uns zu beglücken geht ihr aus
Mit eurem lieben Blick,
Ihr schenkt uns mehr, als Hof und Haus,
Ihr schenkt uns stilles Glück!

Drum wenn wir voll Erkenntlichkeit
Zu euch hinauf dann seh'n,
Und uns vor stiller Herzensfreud'
Die Augen übergeh'n,
Dann lächelt ihr und freut euch wol,
Ihr Sterne, mild und rein,
Dann schaust auch du, mein Mond, so voll
Zufriedenheit darein!

Das Sternenbuch.

Hatt' in einem Buch gelesen
Von Gefühlen aller Art:
Wie das reine schöne Wesen
Innig sich dem schönen paart;

Kam von Lieb' und Freundessegen,
Trost und Hoffnung und so fort
Mir auf mancher Seit' entgegen
Manches wolgewählte Wort.

Wollte drauf zum Himmel schauen,
Still erwägend, was ich las;
Sieh, — da blinkten hell im Blauen
Sterne sonder Zahl und Maß!

Glaubt mir, diese Lichter taugen
Mehr, als Buchstab und als Buch;
Was ich las aus ihren Augen,
Es war mehr, als Wort und Spruch.

„Liebe" sagt ein Buch, es saget
„Freundschaft," saget „Trost" und „Glück," —
Wenn ihr aber weiter fraget,
Liegt es kalt vor eurem Blick.

Sagen kann's nur, nicht beleben,
Künden nur, — entzünden nicht:
Euer Herz nur ist es eben,
Was euch draus zum Herzen spricht.

So gefühlarm sind die Blätter
Eines Buch's, an Lettern reich;
Und in einer Sternenletter
Les' und fühl' ich es zugleich!

Am Berge.

Wie's oben hier im Mondenstrahl
So wol und traut sich ruht!
Tief unten grünt ein freundlich Thal
In finstrer Felsen Hut;
Des Mühlbach's Wasser rollt und rauscht
Wie Silberstoff heran,
Und wo ein Quell im Moose lauscht,
Da hebt ein Flimmern an.

Des Thurm's metall'ne Glocke glänzt,
Das neue Kreuz erglüht,
Und helles Mondensilber kränzt
Das heil'ge Waldgebiet;
Noch steigt aus manchem Schlote Rauch
Als blauer Duft hervor,
Und silbern schau'n die Dächer auch
Tief aus dem Thal empor.

Sie lassen uns kein Auge seh'n,
Das reich in Wehmut thränt,
Sie lassen uns kein Haupt erspäh'n
An's Fenster bang gelehnt;

Sie lassen keinen Seufzer durch,
Verrathen keinen Traum,
Und zeigen Falte nicht, noch Furch'
An einer Stirne Saum.

O wüßte man, o sähe man,
Was unter ihnen liegt:
Wie Mancher, der nicht schlafen kann,
Sich an die Decke schmiegt;
Wie Manchem heiß und grausenhaft
Ein Wurm das Blut entzieht,
Wie Manchem eine Leidenschaft
Als Braut am Busen glüht;

Wie Mancher unter ihnen stöhnt,
Sich hin und wieder schlägt,
Und, selbst in Träumen unversöhnt,
Zum Fluch die Lippe regt:
Man ruhte wahrlich nicht so gut
Und nicht so heitren Blick's,
Als es sich jetzt hier oben ruht,
In diesem Traum des Glück's!

Die große Beterin

Wer betet denn in deinem Haus,
Daß du so still, o Nacht,
Und dich vor jedem Lärm und Braus
So sorglich hast bewacht?

Man hört ja kaum des Schlafes Fuß
Von Haus zu Hause geh'n
Und ihn durch's Fenster seinen Gruß
In Saal und Stube weh'n.

Die Ruhe wandelt feierlich
Die Straßen kreuz und quer,
Und wiegt auf stummen Lüftchen sich
Geräuschlos hin und her.
Ja, ja, — man sage, was man will, —
Es betet wer im Frei'n,
Sonst hieltst du ja nicht gar so still,
O Nacht, den Athem ein!

Und seh' ich recht, so seh' ich auch
Die große Beterin,
Die ihres Herzens reinsten Hauch
Schickt zu den Sternen hin;
Ein unermeßlich Faltenkleid
Umwogt sie silbergrau,
Und küßt in milder Herrlichkeit
Der Glieder Riesenbau.

Die Mutterarme streckt sie aus
In himmelweitem Kreis,
Und füllt der Nacht geheiligt Haus
Mit ihrem stummen Preis.
Ei, Beterin, verbirg dich nur,
Mich machst du nicht zum Spott;
Du bist — ich kenne dich — Natur,
Und dein Gebet ist — Gott!

In der Fremde.

Ihr wollt mich täuschen, Sterne,
Als floh ich nie zur Ferne
Von meiner Heimat fort!
Ist's nicht derselbe Wagen,
Der mich an Werther's Klagen
So hier gemahnt, wie dort?

Ist's Venus nicht, die holde,
Die mit dem Kranz von Golde
So blendend niedergrüßt?
Ist's nicht Orion's Flimmer,
Der mit vierfält'gem Schimmer
Sein blaues Feld umschließt?

Und sind's nicht all' die Leuchten,
Zu denen oft ich feuchten
Erhobnen Aug's geblickt?
Bei denen ich gedichtet,
Und Seelenkampf geschlichtet,
Und Thränen halb zerdrückt? —

Ja, euch, ihr lichten Brüder,
Dich, Himmel, kenn' ich wieder,
Allein dich, Erde, nicht!
Prangst zwar mit gleichen Düften
Hier, wie in meinen Lüften,
Hast doch ein fremd Gesicht.

Euch, Quellen, und euch, Bäche,
Dich monderhellte Fläche,
Euch, Berg', erkenn' ich nicht;
Hab' unter euch, ihr Bäume,
Nicht einen meiner Träume,
Kenn' euch, Bewohner, nicht!

Das Land, in dem ich leben
Und wirken soll und streben,
Das ward mir fremd und neu;
Das Land, von dem ich schwärmte,
Das nur im Traum mich wärmte,
Das blieb auch da mir treu!

Des Bauherrn Geist.

Wenn eilfmal schlug der Puls der Nacht,
Dann dünkt mich, schwebt in stiller Pracht
Des frommen Bauherrn Geist hinauf
Zu unsres Domes höchstem Knauf;

Und wie der Landmann seine Saat
Beschaut, wenn sie gediehen hat,
So mißt er fröhlich seinen Bau
Und blickt empor in's Himmelsblau;

Dann kehrt er lächelnd seinen Blick
Noch einmal auf den Bau zurück,
Den nun — wir seh'n, doch fassen's nicht —
Wie Silberflaum umfließt ein Licht.

Und einen Psalm dann stimmt er an,
Und findet seine Freude dran,
Wie sich's vom Werk, das er gebaut,
So gradhinein zum Himmel schaut.

Carnevalsnacht.

Das Leben ist los, das Leben ist wach
Im Freien und unter jedem Dach.
Aus hundert Schenken frohlocket Geschrei
Zur schrillenden lustigen Tanzmelodei,
Und Jauchzen darunter und Gläsergeklirr,
Und Spieler im Winkel und Liebesgegirr.
Dort hinter umschleierten Scheiben dreh'n
Sich bunte Gesichter, und Ampeln weh'n,
Und steife Gestalten, an's Fenster gebannt,
Durchfingern die Locken mit ordnender Hand.
Da schlendert ein duselig Trüppchen nach Haus
Und schreit die durchschwemmten Kehlen sich aus,
Bald kräftig und derb, bald schwärmend und leis',
Bald wälsches Geschnörkel, bald deutsche Weis'.
Dort wandelt ein trauliches Pärchen einher,

Und knapp ein beschuhetes Männlein die Quer',
Und hinterdrein Wagen, darinnen geschminkt,
Matronen als Mädchen, von Reigern umblinkt. —
Und dort in der Ecke steht schweigend ein Mann,
Und schaut den versilberten Dom sich an,
Hält still seine Fastnacht und dünket sich reich,
Und lauschet der Glocke gemessenem Streich. —
Da trippelt's vorüber im klappernden Tact,
Und rüttelt an Schlössern und Riegeln, und hackt
Mit knotigem Stock an den Stein, und im Lauf
Antwortet's aus Gassen und Straßen darauf. —
Da wandelt's heran, recht Arm in Arm,
Wie Mondlicht so heiter, beim Froste so warm;
Zwei Freunde kehren voll Wonn' und Glück
Von einem Feste der Freundschaft zurück;
Sie tranken im Kreise vom perlenden Naß,
Und sangen und plauderten dieses und das,
Und drückten die Hände sich, innig und ein's,
Und freuten sich herzlich des Lebens und Seins.
Da spricht die Entzückten ein Bettler an,
Möcht' auch seine Fastnacht haben, der Mann;
Er soll sie auch haben bei Pfeifchen und Krug,
Sie wählen nicht, fühlen und geben ihm g'nug. —
Doch über ihnen, an's Fenster gebückt,
Da blicken zwei Liebende, wonnig beglückt,
Hinaus in die Welt und hinein sich in's Herz,
Und weisen, umschlungen, sich himmelwärts,
Wo der ewige Mond mit den Sternen zieht,
Und auf Alles in Allem herniedersieht!

Wetternacht.

Hört! seht!
Ein Fest begeht,
Ein Siegesfest, der Himmel.
Seht, weit auf dem Plane das Wolkengewimmel,
Wie Kopf an Kopf, hier schwarz und lastend,
Dort blau und ernst, da weiß, im Lauf sich hastend,
Dicht aneinander ohne Ziel und Zahl
Durchwogt die Schaar den weiten Saal.

Da öffnet sich
Der Wolken dichte Zeile;
Fürchterlich
Aus Millionen Feuerschlünden,
Aufgepflanzt in jenen Gründen,

Hellbegrüßt,
Daß rings Glut und Feuer ist,
Zieht die Straß' entlang der Siegergeist,
Der der „Segensengel" heißt.
Wieder Feuer, wieder Gruß
Im erhabnen Flammenguß,
Daß die Wolken sich entzünden,
Und aus übervoller Brust,
In Donnerlust,
Ihr unendliches Freudengeschrei,
Wild und frei
Allem Land und Volk verkünden!

Und länger zügelt jetzt nicht mehr
Sein Flammenentzücken das Wolkenheer,
Und ziehet die Schleußen der Wasser auf,
Daß, wie Gießbachlauf,
Thränen strömen, Thränen fallen, —
Bis, erleichtert, stummgerührt,
All' die Schaaren heimwärts wallen,
Und im Saal es ruhig wird.

Seht, da naht
Still ein Zug auf reinem Pfad!
Ernst im hellen Meßgewand
Nah'n des Himmels Pfäfflein alle,
Stellen in der blauen Halle,
Lichte Sterne, Hand in Hand
Sich im Kreis, und mitten thront,
Einem Hohenpriester gleich,
Feierlich der Mond!

Da beginnt ein Friedensreich,
Und im stummen Geisterchore,
Hörbar keinem Menschenohre,
Fühlbar aber mir und dir,
Schallt: „Herr Gott, dich loben wir!"

Nur herüber aus fernem Bereich,
Wo nun wallt des Siegers Fuß,
Leuchtet manchmal, matt und bleich,
Noch ein Feuergruß!

Gruß und Gegengruß.

Haltet an euch, liebe Bäume,
Breitet in dem nächt'gen Haus
Eure grünen Liebesarme
Nicht so sehnlich nach mir aus!

Lockt nicht also, Nachtigallen,
Mich mit heil'ger Töne Lauf,
Sterne, wendet ab die Augen,
Zieht die Strahlenbrücken auf!

Ach — ich kann euch nichts erwidern
Für so manchen lieben Gruß,
Keinen Händedruck, kein Nicken,
Keine Sprache, keinen Kuß.

Kühle Quellen, laue Weste,
Schweigt im mondlichstillen Raum:
Denn das Heiligste, das Beste,
Was ich hab', — es lohnt euch kaum.

Aber allen euch zusammen,
Die ihr rauscht da, blüht und glüht,
Will ich ein's begeistert bieten:
Aus der vollsten Seel' — ein Lied!

Seid zufrieden mit dem Liede,
Das ein frohes Herz euch singt,
Das euch faßt, euch ganz empfindet,
Euch mit Kindeslieb' umschlingt!

Bäume, schließet mein Frohlocken
Traut in euer Blätterherz!
Läut' mit deiner Stimme Glocken,
Nachtigall, es himmelwärts!

Weste, nehmt's auf eure Schwingen,
Sterne, faßt's in euer Licht,
Quellen, rollt's in eurem Silber,
Und verkennt mein Lied mir nicht!

Denn es ist das Lied ein Bote,
Allverständlich, allgeliebt,
Der von einem frohen Herzen
Gern dem All die Kunde gibt!

Zu früh!

Was willst du, frühlingshaftes Regen,
In dieser kalten Winternacht?
Noch ist der Frühling weit gelegen:
Noch hast du erst die halbe Macht.

Dem Vogel gleichst du, dem verirrten,
Der sich zu früh heraufgewagt
Aus wärmrer Ferne, wo durch Myrten
Belebend schon der Frühling tagt.

Anbau'n will sich der arme Sänger,
Wo nirgend Halt, noch Blume winkt,
Und fliegt und flattert bang und bänger,
Bis er erkaltet niedersinkt.

Drum heim, Gefühl, hier ist kein Bleiben!
Erst mit dem Lenze komm' zurück:
Hier übt der Nord sein freches Treiben
Selbst auf des Herzens Blumenstück.

Wie warm du bist, in diesem kalten
Gewirre wärst du bald verglüht;
Das erst ist rechtes Frühlingswalten,
Wenn's außen so wie innen blüht!

Freund und Feind.

Oft ist's, als säh' ich einen Feind,
Der ausgeht auf mein Leid,
Und dieser Feind, der sei die Welt
Mit ihrem bunten Kleid;
Dann mag ich nicht in's Aug' ihr seh'n,
Nicht geh'n in ihrem Licht,
Nicht fühlen ihres Odems Weh'n,
Nicht hören, was sie spricht.

Und wenn ich dann gequält mich hab'
Den langen lieben Tag,

Und mit dem großen, starken Feind
In eitlem Kampfe lag;
Da wird es plötzlich feierlich,
Wird frei und friedlich schier,
Und athmet kühl und still um mich,
Und kühl und still in mir.

Und einen Schleier schlingt mein Feind,
Die Welt, sich um ihr Haupt,
Das sie zuvor mit Rosenschmuck
Sich bräutlich hat umlaubt;
Und breitet aus den Schleier dann,
Und läßt ihn weh'n und flieh'n,
Daß die gestickten Sterne dran
Durch alle Fernen glüh'n.

Und aus dem Schleier neigt sich dann
Ein Angesicht hervor,
O Gott! so sieht kein Engel aus
Im lieben Engelchor;
Wie eine Mutter nachsichtsvoll,
Ernst, wie ein Vaterblick,
Hell, wie der Freude Jubelzoll,
Hold, wie das stille Glück!

Dann, dünkt mich, seh' ich einen Freund,
Der lebt zu meiner Freud',
Und dieser Freund, der ist die Welt
Mit ihrem bunten Kleid;
Dann muß ich ihr in's Auge seh'n,
Muß geh'n in ihrem Licht,
Muß fühlen ihres Odems Weh'n,
Muß hören, was sie spricht!

Traum und Erwachen.

Es war auf einer Reise
Mit einem lieben Freund,
Wir schliefen miteinander
Im Kämmerlein vereint.

Und als ich eingeschlafen,
Da träumte mir alsbald,
Ich läg' im tiefen Grabe,
Von hohem Gras umwallt.

Und die mich einst hienieden
Herzlieben Freund genannt,
Die kamen nun in Schaaren
Zu meinem Grab gerannt.

Die Einen lachten, erbend,
Mich kalten Schläfer aus,
Und Leichenschmaus erdröhnte
Tief in mein Breterhaus.

Gleichgiltig standen Andre,
Wie wenn ein Hund verkam,
Und wieder Andre scherzten
Ganz ohne Scheu und Scham.

Noch Mancher kam gegangen
Und warf die Larve weg,
Und stand, ein Jammerwesen,
Sich selbst zum Fluch und Schreck.

Da kam noch Einer — Einer,
Auf den ich stets gebaut,
Gesenkten Hauptes kam er,
Und sagte keinen Laut.

Jetzt aber, wie der Regen
Hinperlet auf ein Grab,
So rannen seine Thränen
Auf's kühle Moos hinab;

Und Blumen keimten blühend
Aus jeder Thrän' hervor,
Und hoben sich und wuchsen
Zum reichen Beet empor;

Und hoben sich und wuchsen
Und hielten ihn umlaubt,
Und schlangen sich dem Freunde
Zum Siegeskranz um's Haupt. —

Aufwacht' ich jetzt, — da neigte
Mein Freund sich grad auf mich,
Zur Reise mich zu wecken,
Dieweil der Mond verblich.

Halb wach, halb träumend ging ich,
Und fand mich stumm bewegt,
Und hegt' ihn seither theurer,
Als ich ihn je gehegt.

Bundeserneuerung.

In einer Mitternacht im Jahr
Da sitz' ich ganz allein,
Vor mir ein helles Gläserpaar,
Darinnen hellen Wein;
Das Eine steht gefüllt für mich,
Doch aus dem Andern trank
Ein treuer Freund, der längst erblich,
Mir Bruder-Lieb' und Dank.

Und wie die zwölfte Stund' erklang,
Fass' ich mein Glas mit Macht,
Und schwing' es hoch und schwing' es lang,
Und rufe durch die Nacht:
„Wolauf, mein Freund aus bessrer Zeit,
„Es gilt auf du und du!
„Wolan, wie einst voll Traulichkeit,
„Stoß' an und trink' mir zu!" —

Und kaum daß ich mit rascher Hand
Das Glas zum Mund geführt,
So ist's, als hätte sich am Rand
Des Tisches wer gerührt;
Und eine Hand, so weiß wie Schnee,
Langt aus der Nacht hervor,
Und eine Hand, so weiß wie Schnee,
Hebt jenes Glas empor.

Und hebt das Glas, und stößt so stark
An meines, daß es klingt,
Und mir hinab durch's tiefste Mark
Ein süßer Schauer dringt.
Austrink' ich dann, — doch siehe da!
Leer steht das Gläserpaar: —
Ich kann nicht sagen, ob's geschah,
Ob es ein Traum nur war!

Schlummerlied einer Mutter.

Schlafe ruhig, liebe Kleine,
Träume friedlich, gutes Kind!
Schläft doch auch der Mond, der reine,
Der das schöne Silber spinnt.

Schlafen doch die lieben Sterne,
Denn ihr Blinzeln ist nur Traum,
Lässig ruh'n sie in der Ferne
Auf dem weißen Wolkenflaum,

Schläfrig nicken alle Wipfel,
Und die Blätter schwanken nicht;
Feiernd lehnt des Berges Gipfel,
Wie ein schlafend Angesicht.

Alle Thäler ruh'n dem Schlummer
Schweigend an der milden Brust;
In den Häusern schläft der Kummer,
In den Hütten schläft die Lust.

Keine Winde scherzen wachend,
Und kein Vogel schwirrt herum,
Die Natur, sonst laut und lachend,
Liegt im Schlaf und lächelt stumm.

Auch dein Vater schläft schon lange;
Weck' ihn nicht, er ist es wert,
Wenn ein heitrer Traum die Wange
Wonneselig ihm verklärt.

In des Schlummers kühler Tiefe
Liegt schon Alles lieb und lind:
Selbst die Muttersorge schliefe,
Schliefest du schon, liebes Kind!

In meines Vaters Sterbestunde.

(1824.)

Nacht war's, und diese Stunde just,
Als seine Zeit verstrich,
Als seiner warmen Vaterbrust
Der letzte Hauch entwich.

Nacht war's und diese Stunde war's,
Als unsre Thräne floß,
Als stumm vor Leid, gelösten Haar's,
Die Mutter mich umschloß.

Vierhundert Tage rauschten kaum,
Wie Schleier drüber hin,
Und sanfter rührt bereits, als Traum,
Die Wirklichkeit den Sinn.
In andren Mauern sitz' ich nun,
In einem andren Licht,
In andren Kreisen, andrem Thun,
Betrübt, — doch trostlos nicht.

Allein des Zimmers Wölbung rückt,
Urplötzlich weit hinaus,
Ein ganzer Wunderhimmel blickt
Hernieder mir in's Haus,
Und aus den Wolken tritt, ja tritt,
O Gott! mein Vater vor,
Nimmt alle meine Sinne mit,
Zieht sie zu sich empor.

Ich küss' ihm Hand und Stirn und Mund,
Und er vergilt den Kuß,
Und Alles thu' ich drauf ihm kund,
Wie ich es will und muß;
Was ich gethan, gelassen hab',
Wie ich die Mutter hielt,
Seit ihn sein frühes, kühles Grab
Mit düstrem Moos umspielt.

Und sieh, zufrieden scheint er hier; —
Sein sonst so strenger Blick,

Er lächelt mir, er lächelt mir,
Solch' Lächeln es bringt Glück! —
Da scheidet er, — o flieh' nicht fort; —
Dein Himmel fordert dich!
Doch komm recht oft, recht oft von dort,
Und prüf' und segne mich!

Herz und Kopf.

Leichtbeschuht, im schwarzen Kleide,
Ging's mit schwebend raschem Fuß
Zu des Tanzes Wonnegenuß
Durch die Straß' in rechter Freude.

Sie ja sollte dort ich finden,
Die mir Gott zum Engel lieh;
Alle Sterne jubelten: „Sie!"
„Sie dort!" klang's in allen Winden.

Und ich kam und sah die Eine;
Hold erröthend stand sie da,
Herrlich prangend wie Cypria
In der Grazien Vereine.

Gott! da war es keine Sünde,
Süß anblickend ihr zu nah'n,
Sie mit heißer Hast zu umfah'n,
Daß das Herz am Herzen stünde.

Gott! da kam's, das lang Entbehrte,
Was im Herzen ängstlich schlug,
Was mein Blick verstohlen nur trug,
Was mein Haupt zu Boden schwerte:

Aug' in Aug' und Herz am Herzen,
Hand in Hand und Mund an Mund,
Einmal, in verschwiegenem Bund,
Ach, ein Stündchen hinzuscherzen!

Jetzt vergönnt war dies Umschlingen,
Jetzt umfing ich sie mit Macht, —
Und zur Erd' sah ich, bedacht,
Wie die Füß' im Tacte gingen.

Zwiefaches Neujahr.

Erhabne Feier waltet:
Es ist Sylvesternacht;
Schon schläft der Schlaf bei Allen,
Nur eine Seele wacht.

Die Seel' ist ein Verliebter,
Der Frost und Nacht bezwingt,
Und unter Liebchens Fenster
Ein herzlich Ständchen bringt.

Das that er wol allnächtlich,
Allein, beim Fensterklang,
Vergebens war sein Harren,
Vergebens sein Gesang.

Und horch, schon summt die Glocke
Das alte Jahr zur Ruh',
Und seltsam tönt und dröhnet
Des Thürmers Lied dazu.

Da klingt es auch am Fenster,
Dem Klange folgt ein Blick,
Dem Blick ein Wort der Liebe,
Dem Liebesworte — Glück!

Glück auf, du treuer Sänger,
Du hast die Zeit erseh'n!
Zwiefaches Neujahr künden
Die Zeichen, so gescheh'n:

Ein Neujahr allen Landen
Verspricht des Thürmers Sang;
Ein Neujahr deiner Liebe
Verspricht des Fensters Klang.

Verheimlichung.

Da lag sie, die ich so geliebt,
Im Sarge todt vor mir,
In Schmerz, wie's keinen herbern gibt,
Saß ich zu Nacht bei ihr.
Ihr Aug' war zu, die Hände kalt,
Ihr warmes Herz ein Stein,
Verstummt der Lippen Allgewalt,
Verglüht der Wangen Schein.

Und durch des Zimmers Dunkelklar
Zog's feierlich daher,
Als ob es eine weiße Schaar
Von stillen Geistern wär';
Die Engel waren's, die ihr Herz
Sich einst zum Haus ersah'n,
Nun flogen still sie himmelwärts
Und sagten sie dort an.

Und um den Mund der Todten lag
Ein Lächeln wie Gebet,
Ein Lächeln, wie's ein sonn'ger Tag
Auf eine Rose weht.
Da sprang ich auf, flog hin zu ihr,
Hätt' mögen darauf bau'n,
Sie wolle noch was Frohes mir
Zu guterletzt vertrau'n;

Etwas vertrau'n von jener Welt,
Von jenem Kanaan,
In das sie aus des Sarges Zelt
Schon einen Blick gethan.
„O sage," rief ich, „sage mir,
„Sprich aus, — wie ist es dort?
„Denn ging' es drüben übel Dir,
„Ich ließe Dich nicht fort!" —

Sie aber sprach nicht nein, nicht ja,
Sie, die mir nichts verschwieg;
Still wie ein Engel lag sie da
Nach einem großen Sieg. —
Es ist wol drüben schön und rein,
Zum Ueberraschen schön,
Drum wollte sie nicht vorlaut sein,
Bis ich es würde seh'n!

Meinem treuen Weibe.

Der Seemann, der die sturmgewiegten Planken
Schon längst mit festem Ufergrund vertauscht,
Fühlt unter'm Fuß den Boden oft noch wanken,
Und wähnt sein Ohr von Flutgebrüll umrauscht.

Der Krieger, der zu seinen sich'ren Laren
Aus heißem Kampfe längst schon heimgekehrt,

Schrickt oft, geweckt von Trommeln und Fanfaren,
Aus tiefem Schlaf empor, und greift zum Schwert. —

Und wer im muntren Reigen freudetrunken
Vom Baum der Lust vollauf sich Blüten brach,
Dem klingen, wenn er längst in Schlaf versunken,
Des Tanzes Melodien noch neckend nach. —

So war's, da längst mein Herz sich heimgefunden
Aus seiner Sturmfahrt, seinem Kampf' und Reih'n,
Und sich die Flügel willig selbst gebunden,
Um einem Wesen alle Glut zu weih'n.

Nur manchmal, wenn du schmeichlerisch mich wecktest,
Nacht, süße Fee, — ward ich mir leis' entrückt,
Und litt es, daß du mich mit Bildern necktest,
Für die ich längst die Augen zugedrückt.

Wozu dem Spiele wehren? Gab's doch Lieder:
Betrachtung, Nachklang, Weiterschweifen, Scherz,
Zuletzt, wenn auch nicht reuig, — Umkehr wieder; —
Die Brust ward freier, leichter war das Herz.

Hier sind sie nun, die Sünden solcher Nächte,
Gewiß verzeihlich, weil so gern bekannt! —
Nicht fragt' ich lange, wem ich sie wol brächte:
Ich lege sie, mein Weib, in Deine Hand!

Du kennst mein Herz mit allen seinen Schwächen,
Du hättest mir das meiste zu verzeih'n; —
Willst diesen Liedern Du den Stab nicht brechen,
So wird die Welt wol auch nicht strenger sein!

Tag und Nacht.

Ich weiß nicht, ist der Tag der Vater,
Und ist die Nacht sein Töchterlein? —
Wie mag das Kind des blonden Vaters
Nur gar so rabenlockig sein?

Er ist so laut, so lebenslustig,
Sie ist so still, so lebensmüd;
Die Wehmut blickt aus ihren Augen,
Indeß der Muth aus seinen glüht.

Er ist in dieser Welt zu Hause,
Er liebt das Trachten, liebt das Thun
Sie ist zu Haus in jenen Welten,
Sie liebt das Schmachten, liebt das Ruh'n.

Er schenkt uns Wein in gold'nem Becher,
Sie reicht uns Mohnsaft in Krystall;
Er sagt uns: Ueberall ist Leben!
Sie sagt uns: Tod ist überall!

Gut, daß sie, ohne sich zu treffen,
Vorüber an einander zieh'n,
Sonst müßt' er sich der Tochter schämen,
Sie — weinend vor dem Vater flieh'n. —

Doch ist vielleicht die Nacht — die Mutter,
Und ist der Tag — ihr Sohn wol gar?
Wie kam's dann, daß die düst're Mutter
Solch einen muntren Sohn gebar?

Wie sog aus ihrem keuschen Busen
Er diesen Lebenstaumel ein?
Wie kann, was Schmerz in ihren Augen,
In seinen wilder Jubel sein?

Wie kann, wenn sie den Witwenschleier
Schwermüthig über's Haupt sich zieht,
Im blauen Festkleid er, als Freier,
Hintanzen lieb- und lustentglüht?

Wie kann er's, wenn sie matt entschlummert,
Mit rosig heit'rem Lächeln seh'n,
Und sich das Haupt mit Blumen kränzen,
Worauf noch ihre Thränen steh'n?

Gut, daß sie, ohne sich zu treffen,
Vorüber an einander zieh'n,
Sonst müßte sie des Sohn's sich schämen,
Und er die Mutter spottend flieh'n!

Die Mondblume.

Zur Sonne dreht die Sonnenblume
Von Innigkeit ihr Antlitz hin,
Der Lichtstrahl ist der gold'ne Schlüssel,
Der aufschließt ihren tiefsten Sinn.

Sie ist ein Sinnbild froher Hoffnung,
Die sehnend sich nach Osten kehrt,
Und auf den Strahl der Freude wartet,
Der sie entfaltet und verklärt. —

Doch jüngst — es war auf einer Reise, —
Da saß ein Weib gradüber mir,
Fast kindisch jung, doch früh gealtert,
Einsilbig, ohne Reiz und Zier.

In meiner Ecke lehnt' ich lässig, —
Da ging der Mond auf voll und licht,
Und schien, als thät' er's recht mit Liebe,
Dem jungen Weib in's Angesicht.

Ich sah es an, und sah, und — staunte,
Denn nicht dasselbe war es mehr;
Die unbestimmten Züge reiften
Zu einem Bilde, sanft und hehr.

Ein eig'nes Leben goß der Schimmer
Auf ihrer Stirne todtes Blaß,
Und ihrem starren, trock'nen Auge
Entsog der Mond ein feurig Naß.

Um ihre Lippen spielt' ein Zucken,
Wie Wetterleuchten tiefer Qual,
Und immer sehnsuchtsvoller kehrte
Das Antlitz sie zum Mondenstrahl.

Wie eine Grabesros' im Thaue,
Blüht' ihr Gesicht in Thränen auf;
Ein ganzer Schmerzroman des Lebens,
Ein Buch voll Weh stand lesbar drauf.

So hat der Vollmond es entfaltet
Mit seinem wunderbaren Licht; —
Mondblume wahrlich möcht' ich nennen
Solch' leidend Frauenangesicht.

Beleuchtung.

Vom Fenster flog es hernieder,
Ich hielt es in meiner Hand,
Das Brieflein, worin geschrieben
Das Wort der Entscheidung stand.

Doch ob es ein Jawort wäre,
Ob aber ein schrecklich Nein,
Ich konnt' es mir nicht entziffern,
Es glänzte kein Mondenschein.

Es lieh mir kein Stern, kein Lämpchen,
Sein hilfreich freundliches Licht,
Der Himmel war rings umnachtet
Von Wolken, finster und dicht.

Ich starrte mit flammenden Augen
Auf's Blättchen fort und fort,
Sie konnten es doch nicht beleuchten
Das kleine entscheidende Wort.

Da hatten die schwarzen Wolken
Mitleid mit meiner Qual,
Und ließen lang an dem Himmel
Hinzucken den leuchtenden Strahl.

Habt Dank, ihr Gewitterwolken!
Klar stand es nun vor mir da:
Ich las bei himmlischem Lichte
Der Liebe himmlisches „Ja!“

Der Schlaf.

Schlafen! — Vielleicht auch träumen! —
Shakespeare. Hamlet III.

Schlafen, schlafen, ach! ja schlafen,
Ruhig, wie ein schuldlos Kind,
Mit dem sanftgehobnen Athem,
Mit den Wangen rot und lind;

Mit den süßen Wunderträumen
Von den Engeln, lieb und hold,
Von den bunten Weihnachtsbäumen
Mit dem schönen Flittergold!

Schlafen, noch sich freuen können
Der so lieben, stillen Nacht,
Schmeichelnd noch das Polster streicheln,
Das uns gar so glücklich macht!

Und mit immer matterm Auge
Nicken, blinzen, bis sich's schließt,
Und die reine Seel', entfesselt,
Ihres Element's genießt! —

Schlafen, schlafen — Himmelswonne!
Schlafen, schlafen — Höllenpein!
Wenn die Augen, weit geöffnet,
Starren in die Nacht hinein;

Wenn sich's auf dem schwarzen Grunde
Wie in rothen Ringen dreht,
Wenn die Uhr eintönig hämmert,
Oder plötzlich stille steht;

Wenn der Holzwurm pickt im Pfosten,
Wenn der Wind im Schornstein heult,
Wenn's wie Diebesschritt die Gassen
Schlurrend auf und nieder eilt;

Wenn der Mond, aus Wolken tretend,
Durch den weißen Vorhang strahlt,
Daß des Fensterrahmens Schatten
Drauf als schwarzes Kreuz sich malt;

Wenn sich dann Erinnerungen,
Bilder, Ahnungen, Idee'n,
Neckend jagen, sinnlos kreuzen,
Und wie bunter Schaum zergeh'n;

Wenn sich jeder Schmerz des Tages
Zum gigantischen erhebt,
Bis zuletzt ein dumpfer Taumel
Seel' und Leib in Schlaf begräbt. —

Und es dämmert, — und zerfoltert
Wacht man auf beim Morgenschein; —
Schlafen, schlafen — Himmelswonne!
Schlafen, schlafen — Höllenpein!

Heimweh.

In finsterer Gewitternacht
Da treibt es mich hinaus mit Macht;
Fast gleicht es lächerlichem Fluche,
Daß ich im Finstern etwas suche.

Doch was zu suchen es mich treibt,
Warum mein Herz nicht ruhig bleibt,
Ich weiß es selbst mir nicht zu sagen,
Wie Sehnsucht ist's nach frühern Tagen;

Wie Heimweh, das den Aelpler zwingt
Zu weinen, wenn ein Alphorn klingt;
Wie die Erinnerung an Wonnen,
Die mit dem Morgentraum zerronnen.

Und sinnender und ernster stets
Starr' ich hinein in's schwarze Netz,
Das, dicht von Dunkel vollgesogen,
Gebirg und Thäler hält umzogen,

Da hellt ein Blitz den Hintergrund,
Daß sichtbar wird der Berge Rund,
Und ihre Umriss' und Gestalten,
Scharf abgeschattet, sich entfalten.

Und jeder Blitz durchzuckt mich da:
Denn was im Nu von fern ich sah,
Mir ist, als wären sie's — die Höhen,
Die ach, mein Heimatland umstehen!

Und jeder Blitz bestätigt's neu,
Sie sind's, sie sind's — wie athm' ich frei! —
Kaum aber fuhr der Blitz vorüber,
Ist's um so nächtiger und trüber.

Wenn sattsam dann solch eine Nacht
Bald froh, bald elend mich gemacht,
Dann weiß ich, grollend meinem Fluche,
Was ich im Finstern sehnend suche.

Die Gondel.

Die Nacht liegt über den Wogen,
Der Hafen ist öd und leer,
Von unsichtbarem Leuchtthurm scheint
Als Ampel der Mond in's Meer.

Ein Sohn der Thränen schreitet
Das Ufer hinab und hinan,
Erwartet sehnsuchtsvoll ein Schiff, —
Das Schiff kommt aber nicht an.

Da sieht er eine Gondel
Versteckt am äußersten Rand,
Gleich einem Sarge, den der Sturm
Verschlagen vom nahen Strand

Auf's Ruder in schwarzer Gondel
Ein schwarzer Schiffer sich stützt,
Dem unter'm breiten Hut hervor
Ein funkelnd Auge blitzt.

„Was willst du, Sohn der Thränen,“
Spricht er den Harrenden an, —
„Du suchst ein Schiff, beschreib' es mir,
„Damit ich dir rathen kann!“ —

„„O, lieber Gondoliere!
„„Das Schiff, das sahst du nie,
„„Ich selber sah, entzückt, es nur
„„In meiner Phantasie:

„„Ein sonnenheller Wimpel,
„„Die Segel lustig entrollt,
„„Und Mast und Bord mit Rosen bekränzt,
„„Und Anker und Taue von Gold!

„„Es trägt den Namen: Friede,
„„Und steuert in's Land der Ruh';
„„O wann erscheinst du, Schiff, und trägst
„„Dem schönen Ziele mich zu!?““ —

Da lächelt der Schiffsmann düster:
„Komm, Sohn der Thränen, steig' ein;
„So schwarz auch meine Gondel ist,
„Du wirst geborgen sein.

„Auch meine Gondel führet
„Zur Ruh' aus stürmischer Flut;
„Ich fahre dich um leichtern Preis,
„Und fahre dich eben so gut!" —

Dem Sohn der Thränen schaudert's,
Er zieht den Arm zurück:
„„In deine Gondel steig' ich nicht,
„„So wolfeil ist kein Glück.

„„Das Land, dem so voll Ahnung
„„Mein Herz entgegenschlägt,
„„Liegt ferner — ferner, mein ich wol,
„„Als deine Gondel trägt!"" —

Liebchens Nähe.

Es ringt in mir so wunderbar,
Und ringt sich doch nicht los;
Der Himmel dünkt mich gar so klar,
Die Erde gar so groß;
Ein Lied — schon werd' ich mir's bewußt —
Schlug Wurzeln mir in tiefer Brust.

Und ein Gefühl — ich ahn' es ja —
Ist's, was dies Lied durchglimmt,
Dem Mond verwandt, den Sternen nah',
Obwol noch unbestimmt;
Die Lösung nur, der Zauber fehlt,
Der aus dem Chaos schafft die Welt.

Doch horch! da säuselt was heran,
Jungfräulich, durch die Nacht,
Ein Auge, lachend sternenan,
Von Sternen angelacht;
Und, sanft umspielt von Vollmondlicht,
Ein Mund, der auch durch Schweigen spricht.

Sieh nur, ich hab' sie nicht verkannt,
Die Liebste naht sich mir,
Und mein Gefühl, dem Mond verwandt,
Den Sternen nah', galt — ihr!
Ihr Mund, ihr Aug' nur hat gefehlt,
Und aus dem Chaos steigt die Welt!

O eine Welt, wie wonnereich,
Ein Leben, wie so laut,
Ein Lieben, wie so sternengleich,
Ein Singen, wie so traut!
Ja — was mir selbst ein Räthsel war,
Des Liebchens Nähe macht mir's klar!

Nachtgesang im Walde.

Sei uns stets gegrüßt, o Nacht!
Aber doppelt hier im Wald,
Wo dein Aug' verstohl'ner lacht,
Wo dein Fußtritt leiser hallt!

Auf der Zweige Laubpokale
Gießest du dein Silber aus,
Hängst den Mond mit seinem Strahle
Uns als Lamp' in's Blätterhaus.

Säuselnde Lüftchen sind deine Reden,
Spinnende Strahlen sind deine Fäden;
Was nur dein Mund beschwichtigend traf,
Senket das Aug' und sinket in Schlaf.

Und doch — es ist zum Schlafen zu schön:
Drum auf! und weckt mit Hörnergetön,
Mit hellerer Klänge Wellenschlag,
Was frühbetäubt in Schlummer lag!

Auf! Auf! —
Es regt in den Lauben
Des Waldes sich schon,
Die Vöglein, sie glauben,
Die Nacht sei entfloh'n;
Die wandernden Rehe
Verlieren sich zag,
Sie wähnen, es gehe
Schon bald an den Tag.

Die Wipfel des Waldes
Erbrausen mit Macht;
Vom Quell her erschallt es,
Als wär' er erwacht!

Und rufen wir im Sange:
„Die Nacht ist im Walde daheim,"
So ruft auch Echo lange:
„Im Walde daheim — daheim!"

Drum sei uns doppelt hier im Wald
Gegrüßt, o holde Nacht!
Wo Alles, was dich schön uns malt,
Uns noch weit schöner lacht!

Allein!

Wenn Alles ruht in tiefer Nacht,
Kein Laut umher sich rührt,
Und nur der Mond, als stille Wacht,
Den Chor der Sterne führt;

Wenn alles rings so grabesstumm
Im Sarg des Schlafes ruht,
Da blick' ich wie erlöst herum,
Und denke: Nun ist's gut!

Nun bin ich mein, bin mein, bin mein,
Die Welt gehöret mir,
Ich bin ja einmal doch allein,
Mit mir, und Gott mit dir!

Die ihr mich quält so unbewußt,
Ihr schlaft und laßt mir Ruh';
Herr bin ich meiner wunden Brust:
O blute, blute zu!

Kein unberuf'ner Arzt will dann
Zur Qual mein Retter sein,
Da kann ich weinen, — beten, — kann
Nachhangen süßer Pein!

Die ihr des Schlaf's bedürft, o tauscht,
Nehmt allen hin, der mein!
Mein Glück ist: — wachen, unbelauscht,
Allein, — allein, — allein!

Nachtscene.

Es steht ein Haus so geisterhaft,
So bleich bestrahlt vom Mond;
Ich weiß, wer dies Gespenst von Stein,
Nicht minder bleich, bewohnt.

Ein Mädchen, hold, doch geisterblaß,
Mein Liebchen wohnt darin,
Und liegt vielleicht nun eben matt
Von bangem Traum dahin.

Und um die Ecke biegt ein Mann,
Und summt ein Lied für sich,
Und blickt so blaß auf's blasse Haus,
Der blasse Mann — bin ich.

O lass' es, Liebchen, diesem Haus
Uns danken tiefbewegt,
Daß vor der Welt es uns zu lieb
Auch uns're Farbe trägt!

Vorsatz.

Der Regenguß, das Sturmgesaus,
Wovor die Nacht erschrickt,
Sie haben in mein friedlich Haus
Den Unmut mir geschickt.

Mein Kopf ist wüst, mein Herz ist schwer,
Griesgrämisch mein Gesicht: —
Und wahrlich das verdrießt mich sehr,
Das trag' ich länger nicht.

Drum bringt mir einen Becher Wein,
Und einen guten Freund:
Ich will kein Grillenfänger sein,
Hab's auch nie so gemeint!

Und gieß' und stürm' es noch so kraus,
Ich sag': was kümmert's mich?
Ich will doch seh'n, wer Herr im Haus:
Sturm, — Regen, oder — ich?

Lichtvorrath.

Wie glänzt so rein der Mondenschein
Zum Fenster mir herein,
Und winkt mir aus dem düst'ren Haus,
Hinaus zu sich, hinaus!
Hab' diesen Strahl vieltausendmal
Begrüßt in Lust und Qual,
Und grüß' ihn heut
So hoch erfreut,
Als wär's zum ersten Mal.

Ja, glänzt der Schein so hell herein,
So bin ich nicht allein;
Da taucht's empor, da wallt's hervor,
Ein ganzer, lauter Chor;

Da drängt es sich gar inniglich,
Gesellig her um mich,
Und manches Bild
Erhebt sich mild,
Das längst mir schon erblich.

O Jugendzeit, entfloh'n so weit,
O Liebesseligkeit!
Und alles Glück, es kehrt zurück
Vor meinen trüben Blick;
Und bitt'rer Scherz und süßer Schmerz
Durchzittert mir das Herz, —
Die Seel' erhebt,
Wie neubelebt,
Die Flügel himmelwärts.

O saug' ihn ein, den süßen Schein,
Mein Herz, o saug' ihn ein,
Für Freud' und Leid zu jeder Zeit
Halt' ihn als Trost bereit!
Wenn oft kein Licht durch Wolken bricht,
So fehlt es dir doch nicht;
Dann malst du schnell
Die Welt dir hell
Mit deinem inn'ren Licht!

Der Eindruck.

Hier steh' ich, Liebchen, vor deinem Haus
In kalter Wintersnacht!
Mein Herz ist warm, es denkt ja dein, —
Hast du auch mein gedacht? —

Mein Fußtritt knarrt im tiefen Schnee,
Vernahm's die Liebe noch nicht?
Laß knarren, Kind, dein Fensterlein,
Und höre, was Liebe spricht.

Und höre, was sie, trotz Wind und Eis,
Zur Laute schwärmend singt; —
Doch deine Scheiben erhellen sich nicht,
Und ach, kein Fensterlein klingt!

So leb' denn wol, mein süßes Kind,
Schlaf' ruhig fort, — ich geh',
Hab' einen Eindruck ja doch gemacht:
Man merkt es deutlich — im Schnee!

Freund Mond.

Man sagt, der mein' es gut mit uns,
Und sei ein Biedermann,
Der uns're Auges festen Blick
Gleich fest vertragen kann.

Dann wüßt' ich aus der Wesenschaar,
Die diesen Ring bewohnt,
Wol keines gleichzustellen dir,
Du lieber, treuer Mond!

Ich sah' in's Aug' dir stundenlang,
Als einem alten Freund:
Du schlugst es nie vorunter noch, —
Das heiß' ich gut gemeint!

Der Abendstern.

Der Abendstern, der kleine,
Erglänzt am Himmelszelt,
Gleich einem Fünkchen Gottes,
Das in die Herzen fällt.

Und sieh, das Fünkchen zündet
Im Herzen schnell und gut,
Bald lodert gegen Himmel
Der Andacht helle Glut.

Und all' die tausend Sterne,
Die schnell das Aug' entdeckt,
Sie spiegeln nur die Funken,
Die jener Stern geweckt.

Selbstvergessen.

Oft in klaren Winternächten
Trat ich sinnend vor das Haus;
Wissend nicht, was sie mir brächten,
Sandt' ich die Gedanken aus.
Und sie streiften auf und nieder,
Gaukelten von Stern zu Stern,
Flogen spielend hin und wieder,
Hafteten bald nah', bald fern.

Und dies Uebermaß von Schimmer,
Dieses Netz voll Glanz und Schein,
Spann' mich dann in sein Geflimmer
Wie mit Zauberfäden ein.
Alles schien um mich versunken,
Jedes and're Bild zerrann,
Und vor süßer Wonne trunken
Blickt' ich träumend lang hinan.

Und vor meinen Augen rang es,
Sich gestaltend, hin und her;
Bald verschwamm es, bald verschlang es
Sich zum bunten Nebelmeer.
Meiner Sehnsucht hingegeben,
Wallt' ich heim in stiller Lust,
Und ein warmes Frühlingsleben
Hauchte mir um Stirn und Brust.

Erst, zurückgekehrt, am Kleide
Merkt' ich, daß es Winter war.
Wenn mir starres Eisgeschmeide
Knisternd hing um Hut und Haar.
Nord und Frost empfand ich nimmer,
Sanft durchglüht von süßem Harm;
Selbst mich täuschend glaubt' ich immer,
Weil es licht ist, sei's auch warm!

Zeugenschaft.

Nox erat et coelo fulgebat luna sereno
Inter minora sidera,
Quum tu magnorum numen laesura Deorum
In verba iurabas mea.
Horat. V. 15.

Nacht war's, geöffnet sah'n die Augen
Des Himmels all' auf uns herab,
Als ew'ge Zeugen jenes Wortes,
Das feierlich ihr Mund mir gab.

Bei Tage wandelten wir wieder
Gleichgiltig an einander hin;
Bei Tage fiel kein Wort der Liebe, —
Nicht für die Welt war unser Sinn.

Das Wort, das sie bei Nacht gesprochen,
Der Tag hat nichts davon gehört;
Doch Nacht und Mond und Sterne wissen's,
Und wissen, daß Sie mich bethört.

Drum will ich auch dem Tag nichts klagen,
Den sie mit keinem Schwur entweiht;
Der Nacht nur kann ich's nicht verhehlen, —
Sie ist zur Zeugenschaft bereit.

Nicht quälend zwar soll sie mich rächen,
Nicht foltern Sie mit Pein dafür,
Sie soll Sie nur bisweilen mahnen,
Sie fragen: Was Sie that an mir?

Nur schaudernd durch die Seel' ihr zucken,
Wenn oft der Schlummer spröde säumt,
Und kalt die Wangen ihr behauchen,
Wenn sie von Liebesschwüren träumt!

Traum und Liebe.

Wer so bei Nacht des Schlummers harrend liegt,
Wo Bilder und Gedanken bunt sich treiben,
Nimmt oft sich vor, sich klar bewußt zu bleiben,
Bis der Moment des Schlafes ihn besiegt.

Festhalten möcht' er gern den Augenblick,
Wo Traum und Wachen magisch sich berühren,
Und einmal klar den Uebergang verspüren,
Der einwiegt in der Träume stilles Glück.

Noch schaut er wach in's Ampellicht hinein;
Doch eh' er's denkt, eh' er das Kissen richtet,
Ist er den dunklen Mächten schon verpflichtet,
Anheimgefallen einem andern Sein. —

Dem Schläfer, der so harret, gleicht, wer liebt,
Und wer in Liebe wähnt sein Selbst zu retten;
Er spottet lächelnd noch der Zauberketten,
Der dunklen Macht, die lauernd ihn umgibt.

Beachten will er klar den Augenblick,
Der seine Seele magisch könnt' umstricken. —
„So weit, nicht weiter soll's der Liebe glücken,
„Eh' sie mich meistert, zieh' ich mich zurück!" —

O eitler Vorsatz! Er versieht sich's kaum,
Er wähnt noch, wach sie standhaft zu bekriegen,
Und schläft schon ein, und läßt sich schon besiegen,
Und träumt besiegt schon ihren schwersten Traum.

Der Rekrut auf dem Posten.

Des Lebens müde schreit' ich hier
Umher in Nacht und Nebel,
Trag' in der Flinte meinen Tod,
Und meinen Tod im Säbel.

Und niemand sieht mich als der Mond
Mit seinen blassen Sternen,
Und niemand, als ein Herz vielleicht
Gedenket mein, des Fernen.

Vergiß, du treues Herz, vergiß:
Wir haben's nicht verschuldet!
Ein Strauß hat meinen Hut geschmückt,
Der keinen andern duldet.

Entfremdet hat mich dieser Strauß
Dem trauten Heimatherde,
Und Allem, was ich hab' und bin
Auf Gottes weiter Erde;

Mir selbst, und meiner Lieb', und dir,
Und meinem Glück und Segen, —
Und einsam geh' ich meinem Loos
Auf rauhem Pfad entgegen.

Doch Mann bin ich, und bleibe Mann,
Und das erhebt mich eben:
Den Tod zur Seit' und in der Hand,
Hab' ich den Mut — zu leben!

Traumverkauf.

Wenn es eine Bude gäbe,
Wo man Träume könnte kaufen,
Träume für sich selbst und And're:
Das wär' ein Gedräng und Laufen!

Wenn man die erkauften Träume
Könnte so nach Wunsch verwenden,
Oder sie in Briefchen siegeln,
Und an Freund' und Feinde senden!

Daß man wüßte: dies und jenes
Wird heut einem Schlaf entkeimen;
Daß man wüßte: Jedem müsse,
Was man ihm gesendet, träumen!

Ach, wie würde mancher König
Für sein Reich sich Träum' erhandeln,
Und wie würden solche Träume
Manchen harten Sinn verwandeln! —

Ach, wie würde mancher Bettler
Seinen letzten Pfennig geben,
Um doch, wenn gleich nur im Traume,
Einmal froh und reich zu leben!

Aber bunte Dichterträume,
Drauf die Andern gern verzichten,
Kauft' ich mir, des Glück's mich freuend,
Doch im Traume recht zu dichten!

Und so kauft' ich um mein Alles
Liebesträum' auch voll Entzücken,
Um mit Küssen sie zu siegeln,
Und der Liebsten sie zu schicken.

Mondnachtpredigt.

Auf der Wies' am Scheidewege
Steht ein schlichtes Kreuz von Stein,
Von des Vollmond's Strahl umflossen,
Wie von einem Heil'genschein.

Einsam sitzt auf seiner Spitze
Eine Nachtigall und singt,
Daß es, weithin wiederhallend,
Durch die stille Nacht erklingt.

Hierher, die ihr starren Herzens,
Die ihr schwachen Glaubens seid,
Hierher zu dem Kreuz am Wege
In der Mainacht Einsamkeit!

Wie so Vieles, was verschollen
Längst für euch im Lebensschwall,
Lehrt von mondbeglänzter Kanzel
Predigend die Nachtigall!

Vom lieben Monde.

Ich war beglückt, war seelenfroh,
War ganz ein Mann der Lust,
Ich trug — wann werd' ich's wieder so? —
Den Himmel in der Brust;
Da hing der liebe Mond so klar
Im blauen Zelt der Nacht,
Da paßt' er mir so ganz und gar,
Als wie für mich gemacht.

Ich war betrübt, war lebensmüd,
Ein aufgegebner Mann;
Was Blüte heißt, schien mir verblüht,
Nie war ich schlimmer dran;
Gleich einer Grabesampel stand
Der Mond am Sarg der Nacht, —
Er schien mir wie von Gottes Hand
Für meinen Schmerz gemacht.

Ich saß bei Schmaus und frohem Scherz
Behaglich hingelehnt,
In einer Stimmung, wo das Herz
Nach keinem Ding sich sehnt;
Da kam der liebe Mondenschein,
Und that so brüderlich,
Und lachte mir in's Glas hinein,
Als lacht' er nur für mich!

Ich lehnt' am Fenster still und stumm,
Und sann auf dies und das,
Und schickte Blick und Herz herum,
Weiß selber kaum, um was;
Und jenseits glänzte Berg und Haus,
Vom Mond so lieb erhellt, —
Der machte mir ein Liedchen draus,
Als hätt' ich ihn bestellt. —

So winkt er noch in Lust und Leid,
Bei Scherz und Ernst mir zu,
Voll Mitleid und voll Freundlichkeit,
Voll Leben und voll Ruh'.
Doch wenn er noch so lange blieb,
Er fiel mir nie zur Last:
Das eben macht ihn gar so lieb,
Daß er zu Allem paßt!

In der Kinderstube.

(1834.)

Wenn ich so Nachts in meine Kammer gehe —
Schatzkammer hab' ich sie benannt aus Scherz —
Und meine Kinder vor mir schlummern sehe,
Da greift mir's oft gar wundersam an's Herz.

Wenn jetzt — so denk' ich — eine Stimme riefe:
„Hier schläft dein Söhnlein, hier dein Töchterlein;
„Sei stark, und prüfe deines Herzens Tiefe,
„Denn eins davon muß heut des Todes sein!

„Nicht schonen darf ich, doch die Wahl dir lassen;
„Entscheide, welches gibst du lieber hin?" —
Da würd' ich wol zu tiefst in's Herz erblassen
Und angstvoll dasteh'n mit zerissnem Sinn. —

Dich — Karl? Von dir ist nicht die Rede! — Liege,
Schlaf' unbesorgt in deines Engels Schooß!
Du bist mein erstes Kind, und in der Wiege
Kauft' ich schon einmal dich vom Tode los.

Du kannst schon mehr, als „Vater! Mutter!" lallen
Du hüpfest, wenn wir kommen, schon uns zu,
Hast schon an Gottes schöner Welt Gefallen, —
Dich lass' ich nicht! Mein erstes Kind bist du! —

So muß ich also dich, mein Minchen, geben,
Mein jüngstes Kind, dich, deiner Mutter Lust?
Die Brust woraus du schlummernd saugst dein Leben,
Zum Sarge werden soll dir diese Brust?

Aufwachen soll die Mutter, lauschen, schreien:
„Mein Kind ist — todt! Mann, tödte mich dazu —?"
Dich gäb' ich preis, und könnte dich befreien?
Nein, Minchen, nein! Mein jüngstes Kind bist du!

Doch wenn dann drohender die Stimme riefe:
„Ein Kind ist mein; bald flog die Frist dahin!
„Sei stark, und prüfe deines Herzens Tiefe —
Beschließe, — welches gibst du lieber hin —?"

Da, denk' ich, kehrte mir die Fassung wieder,
Zum Himmel blickt' ich thränenlos hinauf,
Säh' auf ein Kind und dann auf's and're wieder,
Und legte segnend meine Hände drauf.

„Eins, rief ich, willst du! Forderst gnädig eines,
„Und hast für zwei, für uns auch deine Gruft!
„Vergib! — Dir geben — geben — kann ich keines,
„Doch nimm, nimm jenes, das mein Gott beruft!

„Ruft er's, und trotz' ich, — und er ließ' es leben
„Weil ich's gewollt, nicht weil er's so bestimmt,
„So würd' es mir vielleicht zur Geißel leben:
„Er schickt' es mir, — er weiß, warum er's nimmt!" —

Nach zehn Jahren.

(1835.)

Nemo propheta in patria! —

Du, Fröhlicher, dort, und hier, Trauriger, du,
Und ich, der frohlockende Sänger, dazu,
Und die wir einst saßen im Abendverein,
Zehn Jahre nur schwanden, — wie mag es nun sein?

Dich Kräftigen seh' ich mit emsigem Fleiß
Dich rühren und regen im heimischen Kreis;
Es gilt nicht das Ringen um Gut und um Geld,
Die ernste Beschäftigung ist deine Welt.

Dich Stillen erblick' ich voll Geist und Bedacht
Durchprüfen des Wissens ergiebigen Schacht;
Du lernest im Lehren, du denkest durch's Herz,
Nichts Niedriges ziehet dich erdenwärts.

Dich Traurigen seh' ich vom Strome gefaßt,
Bewegt und getrieben in schwankender Hast;
Noch ist dir, so dünkt mich, dein Wollen nicht klar,
Dich hält nur das Herz in des Lebens Gefahr.

Du, Sohn Hygiea's, du blickest als Geist
Noch mild auf die Freunde, die früh du verwaist;
Und was uns in Nöthen oft tröstend erhebt,
Es ist dein Odem, der sanft uns umschwebt.

Und ich, der frohlockende Sänger? — Ich bin
Noch stets der bald düst're, bald heitere Sinn;
Ich hab' es euch allen zuvorgethan:
Weib, Mutter und Kinder lächeln mich an.

Zwar seh' ich den heimischen Himmel nicht,
Doch dünkt mich der fremde Himmel auch licht;
Und sucht mich die Muse mit pilgerndem Schritt,
So geb' ich viel Grüß' an die Heimat ihr mit.

So ist es gekommen, bald heiter, bald trüb;
Wir aber wir blieben und bleiben uns lieb,
Ob lebend, ob todt, ob vereint, ob allein,
Wie damals beim nächtlichen frohen Verein!

Nachtphantasie eines Numismatikers.

Wenn ich so Nachts zum klaren Himmel sehe,
Fühl' ich mich numismatisch angeregt:
Die Sterne gleichen Münzen und Medaillen,
Auf blauem Tuch symmetrisch ausgelegt.

Die einen sind à fleur de coin, die andern
Sind röthlich oder grünlich patinirt,
Von Gold, von Silber, meistens von Elektron,
Und trotz des Alters herrlich conservirt.

Der Vollmond hangt als Medaillon inmitten,
Um ihn die kleineren Münzen Stück für Stück,
Von allen Raritäten, allen Größen.
Und alle echt und sicherlich — antik.

Ob man mehr Münzen, mehr Medaillen zähle? —
Ich möchte wissen, wer den Streit gewinnt:
Nach meiner Meinung sind es lauter Münzen,
Weil sie noch immerfort im Umlauf sind.

Wohin man die Kometen rechnen könne?
Bisweilen sind sie jetzt noch im Gebrauch;
Der kant'gen Form nach scheinen sie mir — Klippen,
Und für die Astronomen sind sie's auch.

So liegen sie, die Münzen, wolgeordnet,
Unschätzbar selbst für einen Mionnet,
Und nähme man auch eines Herschels Lupe,
Kein Aug' entziffert ihre Umschrift je.

Doch kann man die Legende gleich nicht lesen,
Die ohne Zweifel ihrer jede trägt,
So steht auf allen klar doch eine Sylbe:
Des Münzherrn Name, der sie ausgeprägt.

Sylvesternacht.

(1845.)

Als einst aus meiner Heimat Auen,
Wo manches Freundesherz mir schlug,
Mein Schicksal mich zu fremden Menschen
In einem fremden Lande trug;
Als ich mir dort, was hier mir grünte,
Ein Freundeskleeblatt, das mich liebt,
Vom Keim erst wieder sollt' erziehen,
Da war mein Herz oft tiefbetrübt.

Des ersten Jahres Scheideabend
Sah ich mit banger Ahnung nah'n,
Den Abend, den wir sonst zu fünfen,
Dann — ach! zu vieren dämmern sah'n;
Und nun am häuslich stillen Herde
Allein, zum ersten Mal allein, —
Schwermütig blickt' ich durch die Scheiben
Empor zum klaren Sternenschein.

Da glänzt' ein Sternbild mir entgegen,
Der Wagen war's, ich kannt' ihn wol,
Der Wagen, den wir uns erkoren
Als Einungszeichen und Symbol,

Der Wagen war's, — und meine Seele
Schwang sehnend sich zu ihm empor; —
Da war's, als flüstert' eine Stimme
Mir milde Trosteswort' in's Ohr.

Ich wandte mich, und süß erschrocken
Sah ich ein himmlisch' Weib vor mir.
„Hast du denn meiner ganz vergessen?
„Ich, sprach sie, finde dich auch hier!
„Komm, wein' dich aus an meinem Busen,
„Erheit're dich an meinem Blick:
„Was dir die Wirklichkeit entrissen,
„Die Dichtung gibt es dir zurück!" —

Und leise bei der Hand mich fassend,
Führt sie zum kleinen Tisch mich jetzt,
Da steht ein Glas, da dampft die Bowle,
Doch sind drei Stühle nicht besetzt;
Jetzt aber fährt mit leisem Finger
Sie schmeichelnd über's Auge mir,
Und sieh, — die theuren, schwer vermißten,
Sie sind erschienen, sie sind hier!

Entstiegen sie des Bildes Rahmen,
Hat sie der Wagen mir gebracht —?
Ich weiß es nicht, — sie sind's, sie halten,
Wie sonst, mit mir Sylvesternacht;
Ich stoße freudig an mit ihnen,
Ich finde sie noch treu und wahr,
Und übertrag', in süßer Täuschung,
Die alte Lieb' in's neue Jahr. —

Und also kam die Muse jährlich
Zur selben Stund' in jener Nacht,

Und so hat sie mir freundlich immer
Die Trennung fast zum Wahn gemacht. —
Da rief in meine Heimat wieder
Nach Jahren mich zurück mein Stern;
Voll Hoffnung war ich heimgezogen,
Doch — scheint's — die Muse blieb mir fern.

Erschrickt sie, als ein Kind des Lebens,
Vor'm alten Kram, der mich umschließt?
Erschrickt sie vor schon grauen Haaren —?
Ich fühl's nur, daß sie kälter ist.
Fast kränken könnte mich die Kälte,
Wär' andrer Trost mir nicht bereit:
Weil mich die Poesie will meiden,
Naht wieder mir — die Wirklichkeit!

Jetzt faßt mich diese bei den Händen,
Zum Tische führt mich diese jetzt;
Da steht das Glas, die Bowle dampfet,
Und alle Stühle sind — besetzt;
Ja, weiter ist der Kreis geworden,
Und wer sonst sprach für sich allein,
Der stimmt nun ein vervielfacht Leben,
Für sich und seine Lieben ein.

Drum grüß' ich freudig diese Stunde,
Sie läßt mich heiter vorwärts schau'n,
Sie gibt, nach manchem Kampf des Zweifels,
Mir wieder mutiges Vertrau'n.
Mit Unrecht nannte der vom Himmel
Verkürzt sich oder ungeliebt,
Dem Dichtung noch Ersatz — für Wahrheit,
Wahrheit Ersatz — für Dichtung gibt.

Traumeslaune.

. . . . los sueños mismos son sueños.
Calderon.

Sag' nicht: „Ich hab' geträumet,"
Sag' nur: „Mir hat geträumt." —
Der Traum ist eine Blume,
Die eigenmächtig keimt.
Es ist der Traum ein Vogel,
Der, wenn du lockst, entschlüpft,
Und lockst du nicht, von selber
Dir auf den Finger hüpft.

Es ist der Traum ein Kobold,
Der dir das Kissen raubt,
Das du, um sanft zu ruhen,
Gelegt dir unter's Haupt;
Und wieder, wenn der Kummer
Nur harte Streu dir gibt,
Ein schwellend Daunenpolster
Besorgt dir unterschiebt.

Du schlummerst ein, im Haare
Den frischen Kranz der Lust,
Die Seele voll von Liebe,
Des höchsten Glück's bewußt;
Kaum schloßest du die Augen,
So fällt der Kranz dir ab,
Und Glück und Liebe finden
Im Fiebertraum ihr Grab.

Du drückst, von Gram zerrissen,
Gehetzt von feilem Spott,
Dein Haupt voll Angst in's Kissen,
Als wär' es auf's Schaffot, —
Und plötzlich tönt es leise
Wie Harmonien um dich,
Und Engel schweben nieder,
Und Eden öffnen sich.

Du kannst ihn nicht beschwören,
Kannst bannen nicht den Traum,
Rasch wie der Schaum entstanden,
Zerrinnt er wie der Schaum.
Drum sage nicht: „Ich träume,"
Wenn du dein Ich verlierst,
Und unbekannten Zaubers
Ohnmächt'ger Spielball wirst.

Des Lebens Traum ist sich'rer,
Als je dein Traum im Schlaf:
Herr bist du deines Lebens,
Doch deines Traumes Sklav';
Du bist dir selbst entäußert,
Du stehst nicht ein dafür:
Wol träumest du im Leben,
Im Schlafe träumet dir!

Sternenmahnung.

Von den Sternen laßt uns lernen
Stille Ruh' und reinen Sinn:
Friedsam in den blauen Fernen
Zieh'n sie über uns dahin.

Was geschehen, anzusehen
Ist jahrtausendlang ihr Loos,
Und sie wandeln und sie stehen
Ewig klar und ewig groß.

Unerschüttert, wenn's gewittert,
Schimmern sie nach Sturm und Not,
Und ihr sanfter Schimmer zittert
Heller noch in's Morgenrot.

Mag in Kämpfen und in Krämpfen
Zuckend ringen Land und Meer,
Unberührt von Dunst und Dämpfen
Schau'n sie nieder hold und hehr.

Und so werden sie auf Erden
Noch herabseh'n im Moment,
Wenn schon auf der Menschheit Herden
Einst die letzte Flamme brennt.

Wahre Wächter der Geschlechter
Steh'n sie dort in stiller Nacht,
Mahnend jeden Gottverächter,
Daß ein richtend Auge wacht.

Gott zum Preise zieh'n sie leise
Nächtlich auf am Himmelssaal,
Daß der Fromme, daß der Weise
Trost sich schöpf' aus ihrem Strahl. —

Ruh' und Frieden, wie beschieden
Er den Sternen droben ist,
Und Beständigkeit hiernieden
Thut uns Not zu dieser Frist.

Darum lernen von den Sternen
Laßt uns hohen, reinen Sinn,
Und wir blicken in die Fernen
Troststreich dann und mutvoll hin!

Brunnengeplätscher.

Die Nacht, die verschwiegene, breitet sich aus,
Und löschet die Lichter von Hause zu Haus,
Und hüllt sie in duftigen Schleier;
Da lehn' ich am Fenster, der Mond ist so klar,
Mir streichen die kühligen Weste durch's Haar,
Die Seele zerfließt mir in Feier.

Kein Laut und kein Lispeln, kein leises Geschrill,
Rings Alles so einsam und Alles so still,

Und Alles in Schweigen versunken;
Nur mir gegenüber der Brunnen ist wach
Und sprudelt den Strahl noch lebendig und jach
In's Becken voll glänzender Funken.

Sein Rieseln und Rauschen allein unterbricht
Die lautlose Stille, doch störet es nicht,
Es lockt nur den zögernden Schlummer; —
Wolan denn zur Ruhe! Du glückliche Rast,
O kämst du doch auch, ein willkommener Gast,
Zum wachenden, weinenden Kummer!

Denn hört' ich sie alle die Thränen vereint,
Die, still nun zur nächtlichen Stunde geweint,
Das Polster, das glühende, nässen;
So rieselt' und rauscht' es wol lauter, als hier
Der rieselnde, rauschende Brunnen vor mir, —
Es wär', um des Schlaf's zu vergessen!

Zwischenzeit.

Wenn sonst der Mond so groß und rein
Aus Wolken trat hervor,
Da blickt' ich gern zu seinem Schein
In wachem Traum empor;

Da floß die Gegenwart um mich
In Nebelschleier hin,

Und auf die Zukunft richtet' ich
Den hoffnungsmut'gen Sinn. —

Wenn jetzt der Mond so groß und rein
Aus Wolken tritt hervor,
Wol blick' ich noch zu seinem Schein
In wachem Traum empor;

Doch wenn die düstre Wirklichkeit
Zerrinnt vor meinem Blick,
Dann flüchtet zur Vergangenheit
Mein müdes Herz zurück.

O Zukunft und Vergangenheit,
Ihr Pole dieser Welt,
Warum doch ist so trüb die Zeit,
Die zwischen Beide fällt!

Die Nachtfahrt des Verbannten.

Durch ferne Meere steuert
Ein einsam Schiff daher,
Ein Mann sitzt auf dem Verdecke,
Und schaut hinaus auf's Meer.

Der Mann ist ein Verbannter,
Doch sitzt er ruhig, und sinnt,
Und schaut, wie die Wolken ziehen,
Und schaut, wie der Schaum zerrinnt.

Hier grüßt er weiße Klippen,
Ein grünes Eiland dort;
Jetzt kreist eine Möw' um den Wimpel,
Jetzt lauert ein Hai um den Bord.

Dort taucht es aus fernem Süden
Wie schneeige Gipfel empor,
Dort rudert ein Fischercanot
Aus felsichter Bucht hervor. —

Das Alles sieht der Verbannte,
Das Alles spricht ihn so an,
Daß er darüber die Heimat
Bei Tag wol vergessen kann.

Doch wenn die Nacht gesunken,
Und wenn er allein so sitzt,
Und sternenbesäet der Himmel
Auf ihn herunterblitzt;

Und wenn er sie sucht am Himmel,
Die Sterne, so wolbekannt,
Die einst ihm als Kind geleuchtet
Im lieben Vaterland;

Und wenn ihm so fremd ist Alles,
Was droben flimmert und zieht,
Und wenn er in anderem Rahmen
Ganz andere Bilder sieht; —

Da faßt ihm die zitternde Seele
Ein Sehnen riesengroß,
Da fühlt er so ganz sich einsam,
So ganz sich heimatlos.

Da starrt er so thränenschauernd
Auf's schlummernde Meer hinaus,
Und seufzt: „Ach wär' ich da unten,
So wär' ich doch wieder zu Haus!“

Menschen und Sterne.

Es hat, so sagt ein frommer Glaube,
Der Menschen jeder seinen Stern;
Drum schaut er sehnend oft zum Himmel
Und möcht' ihn dort erkennen gern.

Am Tage blendet uns des Lebens
Buntfärb'ger Irisglanz den Blick;
In stillen Nächten aber wenden
Das Aug' nach oben wir zurück.

Und siehe, Millionen glänzen,
Es findet jeder seinen Hort:
So viele Menschen unten schlummern,
So viele Sterne wachen dort!

Der Messias.

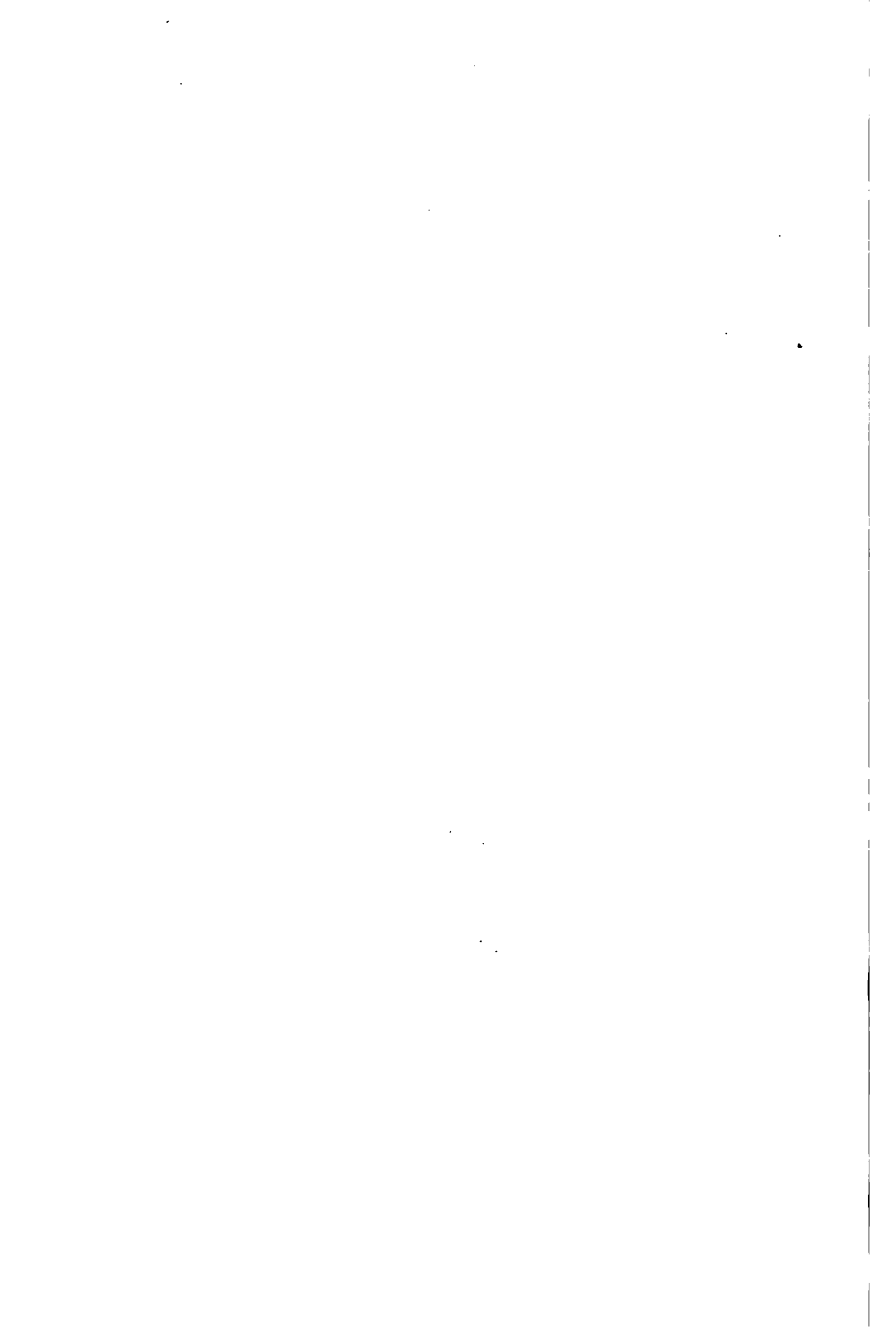
(Am Vorabende des 13. März 1848.)

Ein Stern stand über der Hütte,
In der der Heiland lag,
Um Allen zu verkünden:
„Hier kann den Messias finden,
„Wer fromm ihn grüßen mag!“

Wir liegen über und über
Versenkt in Nacht und Not;
Wir lechzen nach dem Retter,
Der fortbeschwöre das Wetter,
Das uns zu Häupten droht.

Der Herr verläßt nicht die Seinen,
Der Retter bleibt nicht aus;
Er ist wol schon geboren,
Er schläft nur noch unbeschworen;
Wer sagt, in welchem Haus?

O stünd' auch über dem Hause
Ein leuchtender Komet!
Um Allen zu verkünden:
„Hier könnt ihr den Retter finden,
„Den ihr so heiß erfleht!“



III.

Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder.

(1826.)

Ich weiß nicht, soll ich junger Baum
Mich ganz der Luft verschließen;
So kann ich im verschloss'nen Raum
Doch auch nicht fröhlich sprießen;
Und soll ich in den Tag hinein,
Muß ich ein Spiel der Winde sein!

Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh, lass' den Mann herein,
„Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein!“ —
„Grüß' Gott, du schmucker Krieger, nimm Platz an unsrem Tisch,
„Das Brot ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch!“

„„Es ist nicht Trank nicht Speise, wonach es Not mir thut,
„„Doch, so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut!
„„Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht:
„„Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr todt.““

„„Und als er rang am Boden, da schwor ich es ihm gleich,
„„Daß ich ihn wolle rächen, früh' oder spät, an euch!““
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
„Und kommt ihr ihn zu rächen, — wolan, ich bin bereit!“

„Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand;
„Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand!—
„Den Säbel, — Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug:
„Und sollt' ich nimmer kommen: — Tirol ist groß genug!“ —

Sie gehen miteinander den nahen Fels hinan; —
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun steh'n sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große vor ihnen aufgehellt;
Gesunk'ne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das seh'n die Beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand,
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,
„Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt."

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen in's Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
„„Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!"" —

Die feste Mauer.

„Habt nicht zu Dank, Herr Bruder, mir diese Burg erbaut,
„Die, sonder Wall und Mauer, vom Berg herunter schaut."
So sprach der Bischof Werner zu Ratbod, als er stand,
Die neue Habsburg messend, auf hoher Erkerwand.

Und Ratbod läßt ihn schmälen, er weiß, was er gethan;
Nur einem Diener winkt er, und spricht ihn heimlich an.
Drauf geh'n die beiden Brüder in ihre Kämmerlein;
Die dumpfe Schlummerorgel des Sturmes lullt sie ein. —

Wie nun des Morgens Feuer durch alle Scheiben glimmt,
Da gehen Beid' in's Freie, zu beten frommgestimmt;
Und wie wenn Gott vor Allem, der Habsburg Segen lieh:
So glänzt im weiten Umkreis zuerst vergoldet — sie.

Und schau, im Kreise — zieht sich, ein blitzend Flammenmeer,
Gleich einer Demantmauer, schnell um die Feste her!
Das sind die edlen Mannen vom edlen Heldenhaus, —
Die breiten dichtgeschaaret rings um die Burg sich aus.

Und Werner sieht's, verwundert — und Ratbod weist hinab,
Und ruft mit glühenden Worten, wie sie Begeist'rung gab:
„„Solch' eine Mauer wollt' ich um meine Burg erhöh'n:
„„Durch sie, — und Gott im Himmel, wird Habsburg
ewig stehn!""

Die Spinnerin vom Gamsgebirge.

Beim Rocken sitzt die Maid und spinnt,
Und läßt nicht ab vom Spinnen;
Und Tag und Woch' und Mond verrinnt,
Und was sie thut, und was sie sinnt,
Geht stets nur auf's Gewinnen.

Kein Samstagabend wird geehrt,
Kein Psalmbuch gilt dem Mädchen:
Für sie hat nur der Rocken Wert,
Ihr Altar ist der Bleichen Herd,
Ihr Rosenkranz das Fädchen.

Und wie die Schwestern fleh'n und fleh'n,
Und wie die Freund' im Orte;
Sie heißt ihr Rad nur schneller dreh'n,
Und will vor Aerger fast vergeh'n,
Und schwört die sünd'gen Worte:

„Ich spinn', und thät ich's auch allein,
„Und mag die Vesper klingen:
„Ich will nicht stets die Aermste sein,
„Ein Gut, wie Keine bring' ich ein,
„Und will den Herrgott zwingen.

„Dem Psalm und Betbuch bleib' ich gram,
„Und keine Mette hör' ich:
„Bis von Sanct Zell der Letzte kam
„Von all' den Pilgern, lobesam, —
„Vernehm' es, Gott, das schwör' ich!“

Sie spricht's in ihrem Frevelmut,
 Und zerrt an Rad und Rocken:
Ihr Will' ist bös, ihr Fleiß ist gut;
Es weiß ihr habbegierig Blut
 Von Andacht nichts und Glocken.

Da strafte Gott die Frevlerin
 Durch's eigene Gelüste:
Noch immer ziehen Pilger hin
Nach Zell, zu läutern ihren Sinn; —
 Wer doch den Letzten wüßte?!

Und immer spann die Trotz'ge fort
 In andachtlosem Treiben,
Bis sie, verkümmert und verdorrt
Ein steinern Standbild an dem Ort,
 Zur Warnung mußte bleiben.

Da saß nun hoch am Felsenhaupt
 Die Spinnerin beim Rade:
Kein Sturmwind hat ihr's weggeraubt,
Und wer sie sah, der hat's geglaubt:
 „Daß sündig Treiben schade!"

Zwar hat die Zeit das Bild gefaßt
 Mit ihren mächt'gen Streichen;
Doch steht noch ganz des Rades Last;
Der Sturmwind läßt ihm keine Rast,
 Und saust durch seine Speichen.

Eck von Reischach.

(1541.)

In's Türkenlager stürmt es, und ist doch heute Rast:
Wer mag nur sein gezogen hinab in toller Hast?

Ein Häuflein kecker Krieger, an seiner Spitz ein Leu,
Die machen tausend Heiden im Kampfe feig und scheu.

Vom Wall das Ringen schauend steht Eck von Reischach da:
Denn Einen sieht er kämpfen, wie er noch Keinen sah.

Es folget, ängstlich spähend, sein Aug' dem Helden nach,
Verliert ihn, sieht ihn wieder; — grad, wie das Herz ihm brach.

Doch tollkühn stürzt das Häuflein in's tiefste Herz dem Feind,
Und ringet und erringet — den lieben todten Freund.

Und Reischach sieht vom Walle die kühnen Kämpfer nah'n,
Und ruft, beklommnen Herzens, die Seinen, schmerzlich an:

„Laßt mich den Helden schauen, der dort den Kranz erwarb:
„Und sei's ein Knecht, er fühle, daß er als König starb!"

Sie gehen, kommen wieder, sie schau'n sich schmerzlich an:
Sie wollen ihn nicht bringen, den frühverklärten Mann.

Doch schauen will ihn Reischach; gehorchen muß die Schaar,
Und langsam kommt die Bahre mit schwarzem Sammttalar.

Und während Reischach schweigend auf's Opfer niedersieht,
Und langsam von der Leiche die Trauerdecke zieht:

„Dich, ruft er, soll man kennen, dich jugendlicher Held!
„Dein Volk, das soll dich nennen, und segnen dich die Welt!“

„Doch, sprich, wer bist du, Jüngling? — Mein Sohn!“ —
Sein Sohn, schallt's nach,
Und Allen mit dem Vater das Herz im Busen brach.

Das Knie halbeingesunken, den Lorbeer in der Hand,
So küßt er heiß den Leichnam, und ruft dann neu ermannt:

„Die Feinde sollen weinen, kommt's an die Rache dran;
„Doch unser Blick, der blicke sein Lob zum Himmel an!“

„Wer solch' ein junges Leben gab für des Landes Glück,
„Drängt selbst im Vaterauge den Schmerz mit Lust
zurück!“

Die Schneebraut.

Die Gletschernymphe liebt so heiß
Den schönen Jägersmann,
Und blickt aus ihrem Haus von Eis
Ihn oft begehrend an.
Allein des Gemsenjägers Sinn
Ist rauh, wie seine Welt;
Sie schmeichelt ihm, sie warnet ihn, —
Er bleibt der Felsenheld.

Als Alpenröslein neigt sie oft
Ihr Blüthenhaupt ihm zu:

Als Zephyr wiegt sie, unverhofft,
Ihn still in weiche Ruh;
Oft droht sie wild als Nebelbild
Vom Schreckhorngipfel ihm:
Durchbrauset oft das Schneegefild
Mit bösem Ungestüm.

Er aber stehet unverzagt
Trotz Schmeicheln und Gefahr,
Ob es ihm gleich sein Ahnen sagt,
Daß es die Nymphe war.
Sein Spiel ist kühne Gemsenhetz,
Sein Reichthum keckes Blut;
Er achtet nicht der Nymphe Netz,
In seinem Uebermut.

Drob' glühet sie in grauser Glut,
Er hat ihr's angethan;
Und sei's in seinem roten Blut,
Sie muß ihn doch umfah'n;
Sie muß an seine Brust die Brust
Anschmiegen weich und warm;
Muß einmal büßen ihre Lust
In Gemsenjägers Arm!

Drum schmückt sich, wild von Wut erfaßt,
Mit vollem Schmuck die Maid:
Wirft um den Leib in toller Hast,
Ihr Berglavinenkleid;
Reiht um ihr Haupt das Zackenband
Mit eisdemantnem Haft:
Bewehrt mit Donnerwucht die Hand,
Den Fuß mit Schwindelkraft.

Da steht der schöne Jägersmann
Am hohen Alpensteg:
Die Nymphe schaut's, und eilt heran
Auf schrägem Felsenweg.
Er sieht sie nah'n; sie sieht ihn flieh'n;
Flieht nach von Schacht zu Schacht;
Da bückt er sich, da faßt sie ihn
Mit wilder Liebesmacht.

Da stürzt sie sich mit ihm hinab
Auf's himmeltiefe Pfühl,
Und treibt, im kühlen Felsengrab,
Mit ihm ihr Liebesspiel. —
Manch' Einer, der dem Jäger gut,
Weiß nicht, wohin er kam:
Doch in der Schneebraut Armen ruht
Der Jägerbräutigam!

Der Geist der Alpenwasser.

Der Geist der Alpenwasser war einst von Groll entbrannt,
Und wollte Tod verströmen auf's arme Schweizerland,
Drum sammelt er die Glieder, die rings versäten, schnell
Aus Kluft und Berg und Nebel und Eiskristall und Quell.

Und wie er sie gesammelt, da wandelt er sie bald
Zu einem Schlangenkörper von riesiger Gestalt;
Sein Schweif bohrt unergründlich in's Herz dem Erdenball,
Sein Bauch schleppt über Gletscher den grausen Ringelschwall.

Sein Hals, sein Haupt, sein Rachen reckt dräuend sich empor,
Die tausendspalt'ge Zunge schießt blitzbeschwingt hervor;
So kommt er angewandelt, der Geist in seinem Zorn,
So wälzt er schon sich donnernd vom nächsten Alpenhorn.

Weh dir, o Thal, verloren! o Thal, dein eigen Grab! —
Wirft er auf dich im Grimme den Riesenleib hinab!
O Nymphen dieser Matten, was habt ihr ihm gethan? —
Dryaden dieser Wälder, schon stürmt er grollend an!

Ihr friedlich stillen Saaten, du hirtlich frohe Flur,
Spielplätze sel'ger Unschuld, Schirmstätten der Natur,
Ihr sonnumglänzten Eden, ihr abendgold'nen Höh'n,
Schon nickt er euch zu Häupten mit zürnendem Gedröhn!

Schon naht, schon fliegt, schon stürzt er, — was hält ihn jetzt zurück?
Hinab auf die blühende Landschaft sank willkürlos sein Blick;
Da schaut der Geist der Wasser, wie's glänzt, und glüht und sprüht,
Wie Alles, fern von Ahnung, am Herzen des Lebens glüht!

Wie die Sonne küßt das Ländchen, wie Mutter Natur es belacht,
Wie geschäftig ein Heer von Engeln vor jeder Hütte wacht,
Wie die Ruhe drunten zu Haus ist, wie der Friede sich drunten ergeht,
Wie die Liebe schafft in der Kammer und die Freud' an der Schwelle steht!

Da fühlt der Geist der Wasser ein Regen in der Brust;
Versplittert ist des Herzens gewalt'ge Rachelust —
Er löst den Riesenkörper in mildes Zürnen auf,
Die Schuppen werden Tropfen, die Sonne schimmert drauf! —

So senket vielgespalten sich, wie des Himmels Thau,
Ein Meer von Regenbogen, auf Berg und Thal und Au!
So oft er kommt im Grolle, — da muß sein Groll vergeh'n, —
Es ist, als wär die Stelle für jeden Groll zu schön.

El Schanfari-ben-el-us, vom Stamm Asd.

1.

Die Nacht umhüllt in Arabiens Reich
Die unendlichen Felder und Fernen:
Vom Felsen, da schauet, so starr und bleich,
Ein Mann zu den leuchtenden Sternen.
Was ruft er zum Monde, der blutigrot
Herüber sich neiget, des Busens Not,
Was will er mit Dräuen und Ringen
Vom Vater der Nacht sich erzwingen? —

Der Mann ist Schanfari, vom Stamme der Asd,
Der erste Sänger und Renner;
Ihn hatten die Neider einst mächtig gefaßt,
Verbannt aus dem Kreise der Männer.
Zehn Jahre schon wallt' er vertrieben umher
Der Liebe bar und der Hilf' und Wehr:
Um sind nun des Bannes Stunden,
Drum hat er sich heimgefunden!

Drum schaut er vom schwindelnden Felsen hinab
Auf der Heimat Fluren und Auen,
Und hebt zum Himmel den Pilgerstab,
Und schwört mit entsetzlichem Grauen:
„Du Vater der Nacht! ich erhebe die Hand,
„Erhebe den Stab zu dem himmlischen Land: —
„Du ließ'st den Verbannten nicht enden in Not;
„Nun gib für die Feind' ihm Verderben und Tod!

„Du weißt es, die Bösen von Salaman,
„Sie täuschten ob meiner die Bürger;
„Sie stießen hinaus mich zum Wüstenplan,
„Als einen Verderber und Würger;
„Ich kehre verarmt nun zur Vaterstadt:
„Nun Rache! Nun Rache! der frevelnden That:
„Und ging in den Adern der Felsen ihr Lauf,
„Ich muß sie ereilen, ich spüre sie auf!“

„Und noch einmal heb' ich die Hände hinan
„Und den Stab zu den nächtlichen Hallen:
„Es sollen vom Stamme der Salaman
„Mir Hundert zum Opfer nun fallen! —
„Und rufst du vor'm Tage der Rache mich weg,
„So geißle du sie durch Berg und Steg,
„Treib du sie durch Wasser, treib du sie durch Land;
„Drob setz' ich die eigene Seele zum Pfand!“

So ruft El Schanfari vom Felsenknauf
Mit unnennbarem Grimm zu den Sternen;
Blickt milder dann einmal zum Himmel noch auf,
Und hinab zu den heimischen Fernen. —
Dann hüllt er in dunkeln Mantel sich ein,
Und wandelt, die Rach' in dem Herzensschrein,
Den Bogen und Pfeil an der Seite,
So wüst, wie die Nacht, in die Weite.

2.

Durch die Thore
Tritt Schanfari still und stumm;
Lauschet mit gespanntem Ohre,
Schaut nach allen Häusern um,
Ob denn nirgends eine Spur
Von den Häusern seiner Freunde,

Von den Häusern seiner Feinde,
Wo er vor zehn Jahren nur
Manche Lust und Qual erfuhr.

Alles schweiget; —
Denn der stille Mund der Nacht
Hat sie Alle stumm gemacht, —
Nur der Mond am Himmel zeiget
Straßen anders, Häuser neu;
Nichts im Wechsel ist geblieben,
In der Irre fortgetrieben,
Trifft der Mann so fremd so scheu,
Nicht sein eigen Wohngebäu.

An der Ecke
Eines Hauses, schwarz und hoch,
Hält Schanfari staunend doch:
An den Wänden, an der Decke
Kennt er's — schaut es nochmal an:
Ja es ist das Fluchgebäude,
Drinn sie einst aus frechem Neide
Schmiedeten den schnöden Bann, —
Ist das Haus der Salaman!

Und er sinnet:
Ob er rasch vertilgend Brand
Werf' in die durchritzte Wand.
Doch ein träg'rer Plan entspinnet
Sich der racherfüllten Brust.
Einzeln sollen Alle sterben,
Unter seiner Hand verderben,
Und der Rache tiefer Lust
Wird er jubelnd sich bewußt!

Aus dem Kleide
Zieht er einen Pfeil hervor,
Schwingt ihn lächelnd hoch empor,
Wetzt ihn dann mit Schadenfreude
An der Feindes-Wände Stein; —
Und die drinnen hören's wetzen,
Fahren aufwärts voll Entsetzen;
El Schanfari hüllt sich ein —
Zieht hinweg beim Mondenschein.

3.

Schanfari wandelt durch die Haid:
Da kommt ein Mann gezogen;
Den kennt er wol an Farb' und Kleid,
Und ruft ihn an mit grimmer Freud',
Und nimmt dann Pfeil und Bogen: —

„Wer bist Du, Mann?" — „„Ben Salaik
„„Von Salaman; gegrüßet
„„Sei, Fremdling, mir!"" spricht der zurück;
Da ruft Schanfari, Wut im Blick:
„Dein Aug, Du Hund!" und schießet. —

Ben Salaik sinkt — vom Auge quillt
Das Blut im hohen Strahle;
Schanfari schaut's, mit Lust erfüllt:
Die erste Rach' ist nun gestillt;
Er wallt getrost zu Thale.

Und sieht er einen Salaman,
Dann ruft er: „Hund, dein Auge!"
Und zielt, und trifft und fliehet dann,
Daß Keiner ihn ereilen kann,
Als ob zum Sturm er tauge.

4.

Ernst versammelt ist die Runde
Vom Geschlecht der Salaman:
Und man brütet nun im Bunde
Ueber einen Rettungsplan;
Bebend steh'n sie — Rach' und Schrecken
Malt ihr braunes Angesicht:
Doch vor'm Rachepfeil sie decken
Kann der Bauch der Erde nicht!

Jetzo löst das träge Schweigen
Asir, nun der Renner Haupt,
Denn die Rede war ihm eigen,
Und die Treu' nicht ganz geraubt.
„Einer, spricht er, schwarz verhüllet,
„Pfeil und Bogen unter'm Kleid,
„Wallt, von Grimm und Rach' erfüllet,
„Mordend hin durch Stadt und Haid."

„Keiner konnt' ihm noch entgehen —
„Wüst und Dickicht kennt er da;
„Keiner konnt' ihn noch verstehen:
„Denn er läßt ihn nicht zu nah;
„Keiner konnt' ihn noch erjagen:
„Denn er holt den Sturmwind ein;
„Zwanzig hat er uns erschlagen:
„Nur Schanfari kann es sein!"

Und gleich Donnern trifft es Alle,
Wie Schanfari's Nam' erschallt;
Plötzlich öde starrt die Halle
Rings von Männern, wüst und kalt.

Aber Asir hebt die Stimme:
„Renner, fort mit regem Sinn!
„Stellt euch seinem Wahnsinngrimme,
„Oder streckt ihn meuchlings hin!“

„Habt ihr rechtlos ihn vertrieben,
„Tödtet nun den Mann mit Recht.
„Rein ist meine Hand geblieben
„Unter'm Salamangeschlecht,
„Darum weih' ich sie der Rache,
„Weih sie meinem Heldenstamm:
„Nimmer ruh' ich, bis der Drache
„Kalt in seinem Blute schwamm!“

5.

Schanfari läßt den Todespfeil
In Feindes-Augen spielen;
Er zieht durch Strecken, rauh und steil,
Noch ward ihm nicht die Rache feil:
Und viermal zwanzig fielen. —

Und wer ihm naht mit Trutzgewalt,
Den läßt er's bald bereuen;
Und wer ihm folgt, verliert ihn bald: —
So geht die bleiche Schreckgestalt,
Ihr Opfer einzuweihen!

Sechs Monde höhnt er ungestraft
Der Feinde droh'nde Mienen;
Hat mit des Pfeil's tiefinn'rer Kraft
Schon Neunundneunzig hingerafft:
Nur Asir trotzt dem Kühnen.

6.

Waldeinwärts geht
Schanfari; Ben Asir ihm nach;
Schanfari ist müd, er schaut und späht;
Kein Leben scheint ihm mehr wach.
Die Rache hat ihn ausgebrannt,
Sein Blut rollt über dürren Sand,
Nach einer Quelle schaut er sich um,
Da blinkt's im Cedergrab:
Noch einmal lauscht er — Alles ist stumm,
Da steigt er hinab!

Ben Asir sah's:
Er schreitet, mit schwebendem Tritt,
Ihm nach durch das feuchte Wellengras,
Jetzt ging er den letzten Schritt. —
Doch schöpfend aus dem Silberquell
Ruht El Schanfari laß zur Stell';
Er schaut zum blutigen Mond hinan,
Denkt an des Schwur's Beschluß,
Denkt jetzt wol nicht den Salaman,
Und hemmet den Fuß!

Ben Asir schleicht,
Gleich dem Engel des Todes so leis,
Er hat wie der Schütz den Hirsch ihn erreicht,
Und drängt sich durch's Palmenreis,
Und ruft: „Gott, meine Hand ist rein!" —
„Lass' sie die Hand der Rache sein!" —
Und faßt Schanfari in's Auge hart,
Sich lehnend niederwärts,
Und zielt nach wack'rer Schützen Art, —
Und trifft ihn durch's Herz!

7.

Kaum war die Kunde noch erklungen,
Da stürmen wild die Salaman,
Die sich der Rache noch entrungen,
Ben Asir'n nach zum Waldesplan.

Des hohen Waldes Palmensäulen
Durchtobt ein gräßlich Sieggeschrei,
Daß Tiger scheu von hinnen eilen
Und sich verbirgt der König Leu.

Da steh'n sie nun am dunkeln Bronnen,
Vor'm todten Feind mit Lustgebraus:
Doch ward nicht Alles mehr gewonnen,
Schon hielt das Wild zu Nacht den Schmaus.

Der Neunundneunzig keck getödtet,
Der hundert Opfer sich ersah,
Er liegt zerstückt nun, blutumröthet,
Mit abgeschältem Schädel da.

Da fassen sie das Beingerippe,
Mit donnerlautem Jubelschrei'n,
Und stecken's auf die nächste Klippe,
Und segnen's dort mit Flüchen ein!

Verwaiste Kinder, Väter stoßen
Verächtlich mit dem Fuß das Haupt:
Und keine Thrän' ist ihm geflossen
Und jedes Ehrenmal geraubt.

8.

Die Nacht umhüllt in Arabiens Reich
  Die unendlichen Höh'n und Gestrippe:
Da wandelt ein Mann so finster und bleich
  Hoch über die ragende Klippe.
Was stößt er da droben am graulichen Ort
Den Schädel Schanfari's so fort und fort, —
  Schon sieben Monden verronnen fast,
  Noch läßt er ihm immer nicht Ruh und nicht Rast.

Ben Asir, vom Stamme der Salaman,
  Mißgönnt ihm die ruhige Stelle.
Er war's, der meuchlings im Waldesplan
  Schanfari gemordet am Quelle;
Jetzt hat ihn die That gar gewaltig gepackt,
Und wie er so flucht und am Schädel so hackt, —
  Da bohrt sich ein Splitter vom Schädelgebein
  Zu innerst ihm in die Ferse hinein.

Er sinket zurück; denn es tödtet der Schmerz,
  Wann Todte verwunden das Leben:
Er stürzt mit dem Haupte niederwärts,
  Daß Rippen und Schädel ihm beben.
Da winselt, da flucht er, ihn höret kein Ohr,
Dick quillt ihm das schwärzliche Blut hervor; —
  Verderben muß der verderbende Mann,
  Die Tiger nahen zum Schmaus heran.

Und über die Klippe mit dunklem Gewand
  Schwebt düster ein Pilger hernieder:
Er hebt zu den Sternen den Stab und die Hand
  Und senkt sie zur Klippe dann wieder.

Dem Sterbenden reicht er die Rechte sodann,
Und ist doch Keiner der Salaman, —
Und wie sich verloren des Pilgers Spur,
Besiegelt der Hundertste sterbend den Schwur.

Der nächtliche Schwimmer.

Was hebt sich, wie ein weißer Schwan,
Aus schwarzer Wog' empor?
Was drängt zum steilen Erker an,
Wo weder Strand, noch Thor?
So rudert Zal, der blonde Held
Zu Radavher, der Braut:
Ihm ist das blaue Wogenfeld
Wie's Feld der Schlacht vertraut.

Schon faßt der Schwimmer keck den Stein
Mit müdgerung'ner Hand,
Und klimmt hinan beim Sternenschein
Auf schroffer Erkerwand.
Nun ruft er schon den ersten Gruß
Der Braut aus treuer Brust:
Da wankt sein Arm, entgleist sein Fuß,
Und keimend welkt die Lust!

Frisch auf, du Held, nicht sei der Mann,
So schnell des Muts beraubt!
Schon neigt die Braut, so weit sie kann,
Ihr rabenschwarzes Haupt;

Herunterquillt die Lockenpracht
Des Haars in langer Flut,
Aus welcher, wie ein Stern aus Nacht,
Erglänzt der Augen Glut!

Der Klimmer sieht's, der Klimmer strebt,
Hinan gespannt, hinan,
Als wollt' er, wie's herniederschwebt
Das Haargewinde fahn;
Mag unten tief, mit Wolfsgeheul,
Die Flut den Wirbel dreh'n,
Er sieht nur wie ein rettend Seil,
Die Lockenflechte weh'n!

Und höher klimmt und höher steigt
Der Held mit Ungestüm,
Und milder bückt und näher neigt
Sie sich herab zu ihm;
So hebt ihn des Gelockes Spur
Von Eck' auf Ecke vor: —
Er faßt es nicht, es winkt ihm nur
Und trägt ihn doch empor.

Merlins Weihe.

Die Schlacht durchtobt die Haide, Merlin durchtobt die Schlacht:
Es gilt des Kymbrerfürsten gerechter Kron' und Macht.
Verrath ist Kampfeslosung, und Wut erhitzt den Sinn,
Und Gottes Racheengel fährt über's Feld dahin.

Das Schwert Merlins vernichtet, doch bringt's ihm bösen Lohn:
Gerade spaltet's klirrend — den eignen Schwestersohn.
Da hört er in der Nähe dumpfröchelnd Todesschrei'n, —
Das dringt ihm, wie vier Schwerter, in's rote Herz hinein.

Merlins vier Brüder sind es, die's eben jetzo traf. —
Merlin erschaut's; — das weckt ihn aus seinem Wahnsinnschlaf?
Er rafft sich auf, gewaltig — schlägt um sich wuterfaßt,
Wirft seinen Stahl zur Erden, — enteilt in toller Hast.

Er wankt zu seiner Schwester, — die flucht dem Mörderarm;
Des Schwestersohnes Bräutchen zerweinte sich vor Harm;
Verflucht, verlassen, irrt er zurück in's Heimatland,
Wo er ein Gärtlein nennet sein durch des Fürsten Hand.

Mit vierzig sieben Bäumen, mit üpp'gem Früchtekranz,
Auf einem Hügel ruht es im Frühlings-Sonnenglanz:
Und, wie die Bäume Früchte, so beut ihm jeder Platz
In seinem Angedenken gar manchen lieben Schatz.

Dem Freund nun will er werfen sich an sein blühend Herz;
Weh'! der auch ward verwüstet, — die Bäume tragen Schmerz.
Er sieht's, und steht, und sinnet, und eilt zum Wald hinein,
Da hält er still: — es säuselt im bleichen Mondenschein.

Merlins Gesicht erbleichet, sein Haupt sinkt schlaff zurück:
Sein Odem ist erkaltet, erloschen ist sein Blick;
Starr, wie ein Marmorbildniß, entgeistert stiert er hin, —
Merlin ist abgestorben für alle Welt um ihn.

Doch plötzlich fällt ein Mondstrahl ihm in das Aug' — es sprüht,
Und gibt das Feuer weiter, und jagt's von Glied zu Glied;
Jetzt fliegt's hinab zum Herzen mit Flammenungestüm': —
Ein neuer Geist des Lebens scheint eingekehrt bei ihm.

Er spricht aus Wang' und Augen und Armen, dringt zur Brust
Auf mächt'gen Liebes-Schwingen hinaus in sel'ger Lust.
Merlin ist Sänger worden: — nach Bardsey fliegt sein Fuß,
Den grauen Bardenbrüdern zu bringen Herz und Gruß.

Die Bardeninsel.

Auf Bardsey *) da ist es so todt und wüst:
Erst spät, wann der Abend die Insel begrüßt,
Und herangereift bis zur Mitternacht,
Scheint rings das Leben auferwacht.

Da steigt aus der Erden ein bläuliches Licht,
Und hinter dem Lichte wol manches Gesicht,
Hier, — dort, — dort, hier von Nebeln umwallt,
Und gewinnet allmälig bestimmte Gestalt.

Gesichter zu Tausenden schauen hervor;
Das bläuliche Licht wogt höher empor,
Und hebt sich und webt sich zum luftigen Zelt,
Das der Mondschein als Knauf zusammenhält.

Schon sind die Gesichter zu Körpern gereift
In wallenden Kleidern, mit Silber gestreift;
Und über den Wollen des Bartes thront
Ein Auge so frisch und so mild wie der Mond.

---

*) Auf der Insel Bardsey befinden sich 20.000 Bardengräber, darunter auch Merlins Grab.

Und in Aller Hände sind Harfen gelegt,
Und in Aller Harfen sind Töne bewegt:
Daß es rauschet, wie Stürme, doch lieblich und mild,
Daß es lispelt wie Weste, doch kräftig und wild.

Und in Mitte der riesigen Bardenschaar,
Mit funkelnden Augen und flatterndem Haar;
Schwebt hoch in den Wolken der Geist des Merlin
Und rauschet im Sturm durch die Saiten dahin:

„Wir steigen allnächtig aus finsterer Gruft,
„Und füllen mit Schauern der Vorwelt die Luft;
„Und kehren in's Grab bei des Morgens Blick,
„Und lassen die Schauer der Vorwelt zurück!"

So singt er, — und zweimal zehntausend mit ihm
Durchbrausen die Harfen mit Ungestüm; —
Da schimmert's im Osten, da fallen im Nu
Wol zweimal zehntausend Gräber zu!

Mac-Gregors Nacht-Ritt.

Mac-Gregor reitet durch Sturm und Nacht, —
Da bäumt sich des Reiters Rappe mit Macht:
„Hei, Rappe, willst weiter! Was steigst du empor?
„Was sperrst du die Nüstern und spitzest das Ohr?" —

Das Roß steht auf einem Grabe wol, —
Draus dröhnt es so zürnend und dröhnt es so hohl:
„„Halt, Reiter! — Kaum lag hier verscharrt mein Leib,
„„So hast du gewaltsam gefreiet mein Weib!““

„„Halt, Reiter! — Ich habe zu rechten mit dir,
„„Was schlägst du mein Weib, mein getreues mir?
„„Was raufst du es wund, wenn es Thränen mir schenkt,
„„Und mein vor'm Entschlummern allnächtig gedenkt?““

„„Halt, Reiter! Und hast du dein Herz nicht erweicht,
„„Und weint sie noch einmal das Polster sich feucht:
„„So such' ich zusammen mein schlotternd Gebein,
„„Und hol' dich zur nächtlichen Zwiesprach' ein!““

Der Todte schweigt; der Rappe reißt aus,
Und rennet durch Nacht und Sturm nach Haus:
Der Reiter aber steckt tief im Hut
Und nähret im Herzen die grollende Wut.

„Ei, Weibchen! — die Todten empörst du zum Streit:
„Lass' Weibchen, — die Todten sind friedliche Leut':
„Bad' immer in Thränen das Polster dein,
„Heut sollen es blutige Thränen sein!“

„Dich freit' ich, so wähnest du, thörichte Maid?
„Dein frisches Gesichtchen, das hab' ich gefreit:
„Und Weinen entstellt ein frisches Gesicht,
„Und willst du nur weinen, so brauch' ich dich nicht!“

Vom Rappen springt er, — und pocht und pocht, —
Doch still ist's im Haus; — er schäumet und kocht; —
Und sprengt die Thür, und stürmt auf sein Weib,
Und furcht ihr mit Striemen den schlummernden Leib.

Sie ruhet aber und reget sich nicht,
Kein Weinen entstellt ihr das schöne Gesicht:
Und ihr langes goldiges Lockenhaar
Dient ihr zur goldig glänzenden Bahr.

Mac-Gregor sieht es und spottet und lacht
Und reitet hinaus in die finstere Nacht:
Da sammelt der Todte sein schlotternd Gebein,
Und holt den Mac-Gregor zur Zwiesprach' ein. —

Die korinthische Säule.

Kallimachos, der Bildner, steht vor'm Grabe,
So der Geliebten theuren Rest umschließt:
Verew'gen möcht' er's, doch die ganze Gabe
Wird eine Thräne, die drauf niederfließt.
Kein Meißel kann's in Steingebilde prägen,
Kein Sänger kann's in seine Lieder legen,
Was ihm die Brust beenget und durchwallt: —
Für solche Glut ist diese Welt zu kalt.

Er schaut, und glaubt begeistert zu verspüren,
Ein Grab, das solchen Liebreiz inne hält,
Müss' an sich selbst ein leuchtend Merkmal führen,
Verewigend für aller Enkel Welt.
Drum hängt sein Aug' am theuren Grabessteine;
Bedeutungsvoll erscheint ihm nun das Kleine;

Und was an Schmuck der Zufall hergelieh'n,
Ein heil'ger Wink zur Feier däucht es ihn.

Es ruht das Grab auf einem Blumenhügel,
Umarmt von üppig blühendem Akanth;
Darauf ein Korb, des Waltens treuer Spiegel,
Wobei die Ruh'nde sich einst heimisch fand;
Was ihr ein werthes Kleinod hieß im Leben,
Hat ihr die Liebe drinnen mitgegeben:
Und auf des Korbes kleiner Mündung ruht,
Beschwichtigend, ein Ziegelstein zur Hut.

Doch der Akanthos kann vom Blüh'n nicht lassen;
Neugierig streckt er sich zum Korb empor,
Und krümmt zum Kranz die zack'gen Blättermassen,
Daraus die Blüte ringelnd blickt hervor;
So sinnig hat Natur dies Werk erfunden,
Das, — wie zum Sinnbild deutungsreich verbunden, —
Des Bildners Seele nimmt begeisternd ein,
Zu seiner Liebe Denkmal es zu weih'n.

Und um das Grab erhöht er kühne Säulen,
Noch nie geschaut' nach eig'ner Schöpfungskraft;
Gefühl und Pracht umgibt, zu gleichen Theilen,
Den schönen Fuß und faltenreichen Schaft;
Doch wie die Jungfrau herrlich steht im Leben,
Mit schlankem Wuchs, ihr Haupt vom Kranz umgeben,
So hebt die schlanke Tempelsäul' ihr Haupt,
Mit üppig blühendem Akanth umlaubt.

Und wie um's Körbchen dort die Blüt' am Grabe,
So rankt sie hier, dreischichtig um den Knauf;
Und wie am Grabstein auf der theuren Gabe,
So ruhet hier ein Ziegel obenauf. —

Aus solchem Born ist solch' ein Werk entsprungen;
Daß — durch Jahrtausende noch nicht verklungen —
Fort lebet der Korinthersäule Ruf,
Wie sie der Lieb' allmächt'ger Geist erschuf!

Genesung.

Ein Grieche zog aus Hellas' Herzen einst,
Allwo sein Herz das erste Mal geschlagen,
Zum fernen lichtbedürft'gen Norden fort,
Wo keine Berge mit bekrönten Häuptern
In stromdurchschlung'nen Thälern sich beseh'n,
Wo kein Olymp sein hell Azurgezelt
Mild über milde Lorbeerbäume wölbet,
Und keine Mus' in heit'ren Tempeln wohnt.
Der heimatlose Grieche ward im Norden,
Was eine Flamm' in Fluten: er erlosch:
Sein blühend Antlitz ward ein Sitz der Bläſſe,
Sein freundlich Aug' ein ausgebrannter Stern,
Sein schöner Leib ein Schatten seiner selber.
Des Schlafes ernster Bruder schien die Fackel,
Eh' er sie noch ihm leuchten ließ im Leben,
Verlöscht zu haben in des Leides Quell.
Und also raffte sich denn einst der Grieche
Mit seiner letzten Kraft empor; ergriff
Den Wanderstab, erhob die Händ' und flehte:
„Dem Hades fühl' ich längst mein Haupt verfallen,
„Doch Eins nur gönne dem Verfall'nen, Zeus!

„Lass' einmal nur der heim'schen Wohnung Rauch
„Mich wogen seh'n zu meinem heim'schen Himmel,
„Und gerne such' ich dann den Taygetos!"

So betete der Griech', und Zeus war mild;
In Hellas' Herzen wankt der Wand'rer schon,
Wo lichte Berge mit bekränzten Häuptern
Auf stromdurchschlung'ne Thäler niederschau'n,
Wo der Olymp sein hell Azurgezelt
Mild über grüne Lorbeerhaine breitet,
Und heit'ren Musen heit're Tempel steh'n!

Da wankte schon der Wanderer und schöpfte
Mit off'nen Lippen Luft, und wankte nicht mehr,
Und sah in leichtbeschwingten blauen Kreisen
Den heim'schen Rauch zum heim'schen Himmel wallen,
Den Rauch, den er zu seh'n gewünscht, und dann
Zu sterben! — doch nicht sterben sollt' er jetzt, —
Nein, leben sollt' er, aufsteh'n und genesen,
In reinlich stillem Hause friedlich wohnen,
Und am Penatenaltar Enkel messen,
Und Hellas' Lob im Liede feiern, jubelnd:
„Des Kranken Heimat ist sein bester Arzt!"

Ajax Oileus.

Der Donner rollt; der Blitz umzischt die Flut;
Hochauf zum Himmel steigt der Argo Wucht,
Heimsegelnd durch Euboias wilden Sund.
Da fliegt es vom Verdeck herab im Sturm,
Klein, wie ein Vogel; ringend, wie ein Mensch;
Es treibt die Flut durch, windet sich, und faßt
Des Felsen kalte Brust mit glüh'ndem Arm.
Da sitzt der Mann auf ödem Felsenblock,
Dem kleinen Raume für ein großes Herz.

Er ringt durch's blitzerhellte Nebelgrau'n,
Und stößt an einen Stein: — ein Altar ist's,
Verschmäht — zertrümmert fast am öden Strand.
Da klammert um den Altar sich der Mann,
Und stemmt den matten Fuß an's Felsgestein,
Und flucht den Göttern, die ihn so gequält:
Denn Ajax Oileus heißt der Mann.
Sein Aug', wetteifernd mit der Götter Blitz,
Erhebt er, hellauffunkelnd, zum Olymp,
Und schreit, und trotzt, und droht und flucht hinan:

„Du Götterweib! Du Fruchtlosquälende!
„Wend' her dein Aug' auf mich, — den Helden; Weib,
„Ich drück' an meine Brust den heil'gen Stein,
„Wie sinnberauscht vor deinem Altar einst
„Mein wilder Arm Kassandras Leib umrankt.
„Ich trotze dir, und dem erborgten Blitz!

„Nicht senden kannst du ihn auf dieses Haupt;
„Vernichten nicht dies Herz: — den heil'gen Stein,
„Den heil'gen, unverletzbar heil'gen Stein,
„Den Altar, trotzend deinem Blitz und Zorn,
„Den halt' ich hier! Blick' her, den halt' ich hier!
„Den Blitz nicht senden kannst du auf mein Haupt;
„Mein großes Herz, mein heil'ger Freund, der Stein,
„Beschirmen mich! Blick her! Ich trotze dir!"

Er ruft's empor; da theilt sich das Gewölk.
Hohnlächelnd schaut der Trotz'ge Pallas steh'n,
Des frech entweihten Altar's Rächerin,
Den schwachgeträumten Blitz bereit zum Schwung.
„Schwing' deinen Blitz!" so ruft er höhnend noch;
Da schwingt die Göttin, und es zischt, und fällt, —
Abbeugend scheu vom heil'gen Stein die Glut, —
Und reißt den Felsen, drauf der Trotz'ge fußt,
Hinab in's Meer, und drunter ihn. Er fällt,
Wild fluchend noch mit ungebeugtem Geist.

Sein Grabmal ist der Fels, drauf warnend steht,
Mit unsichtbarer Lettern geist'gem Wort:
„„Zeus trifft am Altar selbst den Trotzigen,
„„Und schlägt sein Haupt, und streift den Altar nicht!""

Die Schule von Athen.

Vom nächtlichen Gelage ging ein Jüngling,
Noch wüst und wirr, nach Hause. Lebenbringend
Schien auf Athen die Morgensonne schon,
Und küßte mit den tausend Purpurlippen
Das traumberauschte Leben, wach und frisch.

Der Jüngling aber sah nicht wach und frisch:
Sein mattes Aug' in eingefall'ner Höhlung,
Unsich'rer Tritt und halbentfärbte Wangen
Verriethen, was und wie er es genoß.
In wildverstörter Ordnungslosigkeit
Umgab das Kleid die schlankgebauten Glieder,
Und seines Haares gold'nem Lockenspiele
War noch der Festkranz lässig aufgedrückt.
So ging der Jüngling, wirr und wüst, nach Hause.

Die Straße führt' ihn längs der Säulenhalle,
Worin ein Weiser in der Schüler Kreis,
In hohem Ernste tugendkündend stand.
Des heil'gen Anstands unentweihte Ruhe
Lag über allen Zügen seiner Schüler,
Als Abglanz jener heiligen Erhebung,
Die von des Lehrers Stirne leuchtend floß.
Der wüste Jüngling sieht die ernste Runde,
Still steht er, reibt das Auge, sammelt stumpf
Noch ein paar Trümmer vom Gedankenschiffbruch
Der vor'gen Nacht, — verzieht den Mund zum Hohn,

Und drängt sich spottend in die ernste Runde;
Doch über allen Zügen bleibt die Ruhe.
Kein Aug' verwendet sich, kein Ohr entzieht
Des Lehrers gold'ner Hermeskette sich
Und, wie der Sänger Orpheus mit der Leier
Sich in des Wildes Mitte bänd'gend schlich:
So schleichen sich des Weisen ernste Reden
In uns'res Jünglings wüstes Haupt hinein.
Nun ruht er zwar, — doch sein Gesicht bleibt Hohn.

Und von der Liebe schüchternem Gefühle,
Von ihrer Macht und ihrer Kindlichkeit,
Von ihres Altars unentweihten Opfern
Beginnt der Weise nun — sein Auge flammt.
Der Jüngling hört es und wird rot, so scheint's.
Und weiter lehrt hinwieder nun der Weise
Von dieses Lebens Werte, von den Blumen,
Die Jugend pflücken soll, und von der Freude
Und wie das Maß der Dinge Bestes sei!
Des Lebens höchster, reinster Hochgenuß
Tritt, wie ein Thal Arkadias, wie Tempe,
Mit seinen Schattenstellen, seinen Bronnen,
Mit seinen Blüten, seinen Säusellüften,
Im klaren Bilde vor des Hörers Geist.

Da zieht der Jüngling, ernst und ernster stets,
Den Kranz von gestern aus den gold'nen Locken,
Und kam nachher in diese Hallen oft.

Der Rosenstrauch zu Hildesheim.

Ein Schneegewand umhüllet den kahlen Winterhain:
Der fromme Ludwig reitet zur Jagd waldaus waldein.

Da hält er still, und wendet zu seinen Treu'n sich um:
„Um Gott! ich hab verloren mein liebstes Eigenthum!"

„Ein einfach Silberkreuzlein, das mir so heilig ist,
„Und viel geweihter Restchen in hohlem Raum verschließt!"

„Sprengt aus nach allen Seiten, ob ihr es mögt erschau'n"
„Da, wo ihr's findet, will ich dem Herrn ein Kirchlein bau'n!" —

Sie reiten aus zu suchen, vertrau'n dem Herrgott fest,
Und traben durch's Gestöber, zerstreut nach Ost und West.

Da seh'n im Schnee sie's glänzen, — solch' Glänzen sah'n sie nie,
Die Flocken überfunkelnd, doch nicht so weiß, wie sie.

Hellglüh'nde Rosen sind es von unsichtbarer Hand,
Mit heil'gen Duft verwoben zur festen Blumenwand.

Und jede Rose sendet zum Kelche Strahlen aus,
Und aus den Strahlen wölbt sich ein leuchtend Wunderhaus.

Und wie am Hochaltare, auf kühlen Flammen ruht,
Ein Feuerkreuz zu schauen — des Fürsten liebstes Gut.

Die Jäger seh'n's und staunen — und knieen andächtig her:
Jagdhörnerklang verkündet dem Fürsten rasch die Mähr.

Und alsbald kam Herr Ludwig, was er gelobt, zu bau'n;
Und alsbald war ein Kirchlein mit luft'gem Kreuz zu schau'n!

Und mächtig, wie der Glaube, und wie die Liebe warm,
Schlang bald um's Kirchlein sprossend ein Rosenbusch den Arm;

Und trieb, das Kreuz zu küssen, zur Kuppel seinen Keim,
Und hüllt' in heil'ge Schauer das Städtchen Hildesheim!

An Wien.

Ein Meer von Häusern kenn' ich euch
Und einen Dom darin,
Der einem Riesenfinger gleich
Weist gegen Himmel hin.
Die nahen Sterne grüßen ihn,
An ihm erlahmt der Sturm:
Und dieses Häusermeer ist Wien
Mit seinem Stephansthurm.

Und trieb mich Sehnsucht oft zurück
Aus ferner fremder Flur,
Und sieht, ja ahnt ihn dann mein Blick
In fernster Ferne nur:
Da möcht' ich stets mit Kindeslust
Den Dom — o, ging' es an! —

Umarmen, pressen an die Brust,
Und herzlich weinen dann.

Wer sagt mir, wie das kommen mag,
Daß ich dann weinen muß,
Woher des Blutes schnell'rer Schlag
Beim Abschied und beim Gruß!
Ist's, weil der Thurm so groß und frei
Sein greises Haupt erhebt?
Ist's, weil die Stadt so schön und treu,
Den Wächterdom umwebt?

Nein, nein, und schrumpft' auch dieser Dom
Zu einem Quader ein,
Und schmölze dieser Häuserstrom
Zu Hüttchen, still und klein,
Und ränn' auch ab zum Rieselbach
Der Donau Riesenband:
Doch blieb in meiner Seele wach
Derselbe Liebesbrand!

Es ist ein and'res Hochgefühl,
Ist eine rein're Kraft,
Die dich, mein Wien, zu meinem Ziel,
Zu meiner Freude schafft:
Du bist ja meine Vaterstadt,
Der Name spricht es aus:
Hegst aller meiner Hoffnung Saat,
Umfängst mein Elternhaus!

Bist meiner Freunde Freundin, weißt
Um meine stillste Lust,
Und trägst getreuen Sinn und Geist
Als Orden auf der Brust.

D'rum üb' ich auch des Sohnes Pflicht,
Weil du mir Mutter bist,
Und wer dich schmäht, der ist ein Wicht,
Wenn er ein Wiener ist!

Fragen.

Wird's drüben nach dem Leben
Ein Wiederfinden geben?
Wer hat wol beim Hinübergeh'n,
Die Freunde schon genug geseh'n?
Wie Mancher möchte noch was sagen,
Und muß es mit hinübertragen,
Nur Ahnung tröstet ihn dabei,
Daß dort ein Wiederfinden sei!

Wird's drüben nach dem Leben
Ein Wiederfühlen geben?
Wie lang ein Herz auch fühlen mag,
Gefühl hat keinen Sterbetag.
Das Herz, bei seinem letzten Pochen,
Hegt Vieles noch unausgesprochen,
Und dieser inner'n Sprache Wort
Bürgt für ein Wiederfühlen dort.

Wird's drüben nach dem Leben
Auch eine Freundschaft geben?
Wenn Freunde dort sich wieder seh'n,
Und wieder fühlen und versteh'n,

So müssen ja mit Glutverlangen
Sie dort auch wieder sich umfangen,
Sich wieder sehnen, wieder freu'n,
Und eine Freundschaft muß dort sein!

An die Scheidende.

Hab' oft mit dir gesprochen,
Dir manchen Gruß geschickt,
Und eben ohne Pochen
In's Auge dir geblickt.
Hab' oft mit deinem Schmucke
Gedankenlos gespielt,
Hab' oft bei deinem Drucke
Nichts, als den Druck gefühlt.

Nun seit du fortgegangen,
Hat sich das Blatt gewandt.
Mich zieht ein süß Verlangen
Nach deiner lieben Hand.
Zehn Lieder wollt' ich wagen
Für einen Laut von dir:
Ein Ring, von dir getragen,
Ein Kleinod schien' er mir.

Nun ist dein Blick mir theuer,
Nun dünkt er erst mich Glut:
Er war ein schleichend Feuer
Das zündet spät, doch gut.

Der Gruß bei deinem Scheiden
Durchfuhr mich, wie ein Strahl,
Mit niegekannten Freuden,
Mit niegekannter Qual.

Wo bist du hingeflogen?
Du hast mir's nicht bekannt.
Wo bist du hingezogen?
O nenne mir das Land!
Das Land so wahr ich lebe,
Das Land ist mir bewußt,
Und wenn's kein and'res gäbe —
So wär es meine Brust!

Das Lied vom schönen Tage.

Auf, Brüder, stimmt ein Loblied an
Dem heut'gen Tag zum Preis!
Er ist ein gar zu schöner Mann,
Der sich zu kleiden weiß!
Um seine schlanken Glieder läuft
Ein himmelblau Gewand,
Und aus den hellen Falten greift
Die milde Segenshand.

Auf seinen Wangen glänzt das Rot
Der vollsten Jugendkraft,
Und Blicke steh'n ihm zu Gebot,
Wie sonst kein Auge schafft.

Nur einmal bog er sich hinein
In uns're Stadt und lacht',
Und in Pallast und Kämmerlein
War Alles gleich erwacht!

Und als er herschritt über'n See
Aus Hochgebirg hervor,
Und dann sein Augenlid, wie Schnee,
Andächtig schlug empor:
Wie glomm und zuckt' es Allen da
Durch Fuß und Kopf und Arm,
Wie jubelt' Alles fern und nah
Und war entzückt und warm?

Aus allen Thoren schlich und quoll
Nun Alt und Jung heraus:
Und regte sich, daß Alles scholl,
Auf Märkten und zu Haus:
Was handelt, fing zu handeln an,
Was leben kann, lebt auf:
Was ein Gewerb' hat, geht daran,
Beginnt mit Gott den Lauf!

Und wer dann eig'ner Herr grad ist,
Der nimmt sich einen Freund,
Und geht im Grünen und genießt,
Was singt und blüht und scheint.
Und wenn er dann recht mild und wild
Gejubelt, was er mag:
Dann heißt's: „Des Lebens treues Bild
Ist solch' ein schöner Tag!"

Das Ländchen der Liebe.

Wo ist das schöne Blütenland
Der Liebe nur gelegen?
Wo öffnet sich die Felsenwand
Zu seinen Zauberwegen?
Ich weiß davon und was ich weiß,
Das will ich nicht verhehlen;
Das Land umfaßt euch einen Kreis
Von Auen, kaum zu zählen.

Einst stand ich hoch am Felsenhang
Und sah in's Thal hinunter,
Da sah ich geh'n das Thal entlang
Mein Liebchen, schön und munter;
Da schien mir rings die Bergeswand
Zu glüh'n von Blütentriebe, —
Der schöne Fels, auf dem ich stand,
War mir das Land der Liebe.

Einst schlendert' ich im Thale da
Und sah zum Felsgesteine, —
Und sah und stand und stand und sah,
Mein Lieb' im Sonnenscheine.
Mein Auge hing am Felsenring,
Als ob es haften bliebe, —
Das schöne Thal, durch das ich ging,
War mir das Land der Liebe.

Einst zog ich an des Liebchens Arm
Auf langer öder Haide:
Ihr Auge Glut, mein Busen warm
Von lauter Abendfreude,
Die Luft war still, die Brust so weit,
Als ob sie's aufwärts hübe:
Die stille Haid, so wüst und breit,
Schien uns das Land der Liebe.

Im Mantel barg ich's Liebchen mein
Und hielt es warm zur Seite,
Bei Donnersturm und Blitzesschein,
Und gab ihm das Geleite.
Der Wald war öd, der Sturm war kalt,
Als ob er Flocken triebe;
Und dennoch galt der wilde Wald
Uns für das Land der Liebe.

Und solches weiß vom Blütenland
Der Lieb' ich euch zu sagen:
Wer nicht verstand, wer nicht empfand,
Der möge weiter fragen.
Ihr trefft auf Keinen, glaubt mir fest,
Der's treuer euch beschriebe:
Wo sich das Liebchen sehen läßt,
Dort ist das Land der Liebe.

Das Gelübde.

War einst ein trauriger Gesell,
Sah Alles trüb, wo Alles hell;
Ging ohne That und ohne Rath
Allein auf meinem öden Pfad;
Und wann ich geh'n oft wollt und stand,
Nichts wollt' empfinden und empfand,
Da rief ich, mein zur Qual bewußt,
Aus meiner tiefzeriss'nen Brust,
Gar oft ein heis'res Lied hinan,
Und meint', ich hätte was gethan.

Dank, Himmel, der du's gütig meinst!
Hast in des Freund's Gestalt mich einst
Herausgebannt aus meinem Traum,
Hinausgebannt in freien Raum.
Am hohen Hügel steh'n wir Zwei,
Die Luft ist frei, die Erde frei:
Und unten grün und oben blau,
Und veilchenfarben ruht die Au;
Hier Berg', ein Bett des Abendstrahls,
Gränzwächter eines fernen Thals:
Dort falbe Fläche, weit und breit,
Von Haus und Hütten überschneit.
Und still zu unsern Füßen liegt,
Ein Thal, im Felsenarm gewiegt;
Und munt're Kühe zieh'n entlang,
Und jede tritt sich eig'nen Gang:

Und Herdeglocken läuten still
Zum Beten heim, was beten will.
Geweihter Andacht heil'ge Lust
Hebt sich empor, aus jeder Brust,
Klingt in des Hirtenhorns Schallmei,
Singt in der Vögel Melodei.
Scheint über's Dorf im Flor des Rauch's,
Dahinzuspielen gold'gen Hauch's;
Scheint über jeden Quell gehaucht
Und jeder Blum' in's Herz getaucht!

Ich sah die Lust, — die Schuppe fiel
Vom Auge mir, ich hatt' ein Ziel;
Ich streckt' in's weite gold'ne Haus,
Die Arme liebetrunken aus:
Ich hüpfte, — warf mich nieder — stand,
Und drückte meines Freundes Hand,
Und küßte meines Freundes Mund,
Und küßt' im Geist das weite Rund!
Ich hob die Hand zur Abendflur
Und that den feierlichen Schwur:
Mich laut zu freu'n, mich still zu freu'n,
Und Gottes dankbar Kind zu sein!

Liebchens Ferne.

Wol weilst du in der Ferne,
Doch nimmer fern für mich,
Kein Heil'ger denkt so gerne
An Gott, als ich an dich.

Vom Monde sag' ich nimmer:
Er walte sanft und mild;
Ich sage nur: sein Schimmer
Sei deiner Seele Bild.

Nie sag' ich mehr: die Frühe
Gleich' einem Feuerfluß;
Ich sage nur: sie glühe,
Wie du beim Scheidekuß.

Für Alles, was ich kenne,
Leih'st du die Seele mir;
Für Alles, was ich nenne,
Nehm' ich das Wort von dir.

So nenn' ich denn, — ich Schwärmer!
Nur Liebchen-rein den Quell,
Und fühl' die Sonne wärmer,
Nenn' ich sie Liebchen-hell.

Das Alles thut die Trennung
Und das Geschiedensein;
Da stellt sich die Bekennung
Erst ohne Rückhalt ein.

Sonst dacht' ich dein nur immer,
Wenn ich dich eben sah:
Dich seh'n kann ich nun nimmer,
Und bin dir ewig nah.

Wiegenlied.

Wie sich der Aeuglein
Kindlicher Himmel,
Schlummerbelastet,
Lässig verschließt! —
Schließe sie einst so,
Lockt dich die Erde:
Drinnen ist Himmel,
Außen ist Lust!

Wie dir so schlafrot
Glühet die Wange:
Rosen aus Eden
Hauchten sie an:
Rosen die Wangen,
Himmel die Augen,
Heiterer Morgen,
Himmlischer Tag!

Wie des Gelockes
Goldige Wallung

Kühlet der Schläfe
Glühenden Saum.
Schön ist das Goldhaar,
Schöner der Kranz drauf:
Träum' du vom Lorbeer,
Bis er dir blüht.

Liebliches Mündchen,
Engel umweh'n dich:
Drinnen die Unschuld,
Drinnen die Lieb';
Wahre sie Kindchen,
Wahre sie treulich:
Lippen sind Rosen,
Lippen sind Glut.

Wie dir ein Engel
Faltet die Händchen;
Falte sie einst so:
Gehst du zur Ruh;
Schön sind die Träume,
Wenn man gebetet:
Und das Erwachen
Lohnt mit dem Traum!

Auch ein Gebet!

Wofern euch weder Sang noch Klang
Das böse Blut vertreibt,
Und ihr im Buche Stunden lang
Auf einer Seite bleibt:
Dann nehmt das Buch, das euch verdrießt,
Und werft es auf den Tisch,
Zerreißt die Fessel, die euch schließt,
Und regt euch frei und frisch!

Dann wandelt auf den Berg hinaus,
Der sich sein hohes Haupt
Mit Wald und Wiese, grün und kraus,
Umschattet und umlaubt.
Dann wandelt in das kühle Thal,
Und athmet seinen Duft,
Und blickt zum roten Abendstrahl
In blauer freier Luft.

Und wenn ihr also schauend steht,
Und wandelt, athmet, schaut,
Und euch die Welt zum Herzen geht,
Wie's Lächeln einer Braut;
Und wenn in jeder Harfe sich
Recht jeder Mißton löst:
Bei Gott! — nennt einen Lügner mich,
Wenn ihr da nicht genest.

Bei Gott! — ein Lügner will ich sein,
Wenn ihr nicht reich entzückt
Frohlocket in das All hinein,
Und auf und niederblickt;
Wenn ihr des Manns nicht segnend denkt,
Der euch in's Freie rief,
Wo euch die Freude ward geschenkt,
Und böses Blut verlief!

Dann aber, Brüder, thut auch nichts,
Als fühlen, athmen, schau'n,
Und an dem Spiel des Abendlicht's
Euch freu'n und euch erbau'n.
Genießt ihr so, — da, glaubt es mir,
Thut ihr nicht lahm und leer:
Nein, nein! da liebt, da betet ihr,
Und lebt zu Gottes Ehr!

Bild aus alter Zeit.

Der Abend sinkt hernieder,
Die Sternlein zieh'n herauf;
Und Nachtigallenlieder
Begleiten ihren Lauf.
Da tritt, die Welt im Busen,
Aus engem, dumpfem Haus,
In's Heiligthum der Musen,
Der Troubadour hinaus.

Sein Harfenspiel zur Seite,
So zieht er froh die Bahn,
Und blickt in blaue Weite,
Und hebt sein Ständchen an:
„Du minniglich Gegrüßte,
„Wol mag mich Klarheit freu'n;
„Die Sonne ging zu Rüste;
„Magst du mein Mond nun sein?" —

Und wie mit sanftem Tone
Er singt so fort und fort;
Da schallet vom Balkone
Ein süßes Minnewort;
Und singt nach gleicher Weise
Die letzten Zeilen drauf;
Doch unvermerkt und leise
Thut sich das Pförtchen auf.

Schon hüpft zum treuen Sänger
Die Maid in Lust hinab:
Da hält er sich nicht länger,
Und reißt die Saiten ab.
Sein Lied ist überboten,
Da Brust an Brust erglüht:
Und Blicke sind die Noten,
Und Seufzer sind das Lied!

Mein Frühlingslied.

Im Mai 1823.

Mein Herz ist froh, mein Aug' ist licht,
Und Wen'ge sind mir gleich;
Drum ruf' ich's laut, und rief ich's nicht:
Mein Aug' verrieth es euch;
Und daß ich sing' von meiner Lust,
Das hat der Lenz gethan:
Da wird sich seiner recht bewußt,
Was blüh'n und singen kann.

Noch hab' ich frisch mein Elternpaar
In stillem Haus daheim:
Das mir behütet vor Gefahr
So manchen Blütenkeim;
Noch seh' ich heiter hin und her
All' meine Lieben geh'n,
Weiß keinen Stuhl im Kreise leer:
Brauch' Keinem nachzuseh'n!

Ich hab', was Mancher nicht erstritt,
Manch' Herz, das meiner denkt:
Nicht Freunde nach dem Modeschnitt,
Nein, wie sie Gott nur schenkt.
Ich weiß, man heißt die Freundschaft jetzt
Ein Märchen, schön doch leer:
Ich habe viel auf sie gesetzt,
Und halte sie für mehr.

Die Liebe, — was man Liebe nennt,
Blieb noch aus meinem Spiel;
Doch glaub' ich, wer die Freundschaft kennt
Wiss' auch von Liebe viel.
Und seht, das bringt mir neuen Scherz,
Und neue Lust in's Haus;
Hat man für's Lieben nur ein Herz,
Das Mädchen bleibt nicht aus!

Und solch' ein Herz — dem Herrgott Dank!
Das, mein' ich, wäre mein:
Wo es gesund sein soll, nicht krank,
Und nicht von Stein und Bein;
Das gern schlägt, wo es Freude gilt,
Sie gern empfängt und gibt:
Und Trotz der Mängel, die's erhielt,
Beständig lebt und liebt!

Und drum ist mir das Aug' erhellt,
Drum sind mir Wen'ge gleich,
Drum fühl' ich mich so wolbestellt,
Zumal im Frühlingsreich.
Wer nie, was er geliebt, verlor,
Und noch was drüber kennt,
Der scheint ein Schalk mir, oder Thor,
Wenn er nicht reich sich nennt!

Apologie.

Meinem Vater!

Am 16. October 1823.

Mein Vater, Vater wie du thronst
In meinem Herzen hier, —
Denn, welchen Stern du dort bewohnst,
Wer weiß, wer sagt es mir? —
Kaum hast du heimgelegt dein Herz,
Dein Auge zugethan,
So prüft man auch schon meinen Schmerz,
Und legt das Maß daran.
Sie tadeln mir das Kleid am Leib,
In meinem Aug' den Stern,
Und was ich lasse, was ich treib',
Es findet seinen Herrn.

Daß ich den herben Feierzug
Der Leiche mir erspart,
Und keinen Schmerz zu Markte trug
Bei deiner Grabesfahrt,
Das bringt die Guten außer sich
Und reizt sie auf zum Hohn;
Mag sein; du Vater siehst in mich
Und kennest deinen Sohn.
Mein Grabscheit war — verschwieg'ne Qual,
Mein Busen war — das Grab,
Da scharrt' ich dich, beim Fackelstrahl
Getäuschten Glück's hinab.

Daß ich mich eben lasse seh'n,
Wo sie, nach Modeschnitt,
Sich lispelnd oder wiehernd dreh'n
In frechem Faunenschritt,
Das macht sie bös, die frommen Herrn,
Und ärgert sie gar sehr; —
O kennten sie mich nur von fern,
Sie thäten's noch weit mehr!
Wo fühlt' ich, welch' ein Mann verschied,
Wo fühlt' ich's tiefer wol,
Als wo mein Aug' ihr Leben sieht,
So ärmlich, flach und hohl?

Und daß ich gar in's Schauspielhaus
Mit meiner Trauer geh',
Drob' zieh'n sie gar die Stirne kraus
Und jammern Ach und Weh!
Gewiß, mein Vater, gönntest du
Mir diese karge Lust,
So gut sie manch' ein Stündchen Ruh'
Mir zu verleih'n gewußt!
Spielt' ich doch nun ein Trauerspiel,
Der Held darin war — ich,
Ich half, ich rang, ich stritt, ich fiel, —
Noch schmerzt die Wunde mich.

Und wenn ich steh' auf freiem Feld,
Mit Freunden mich erbau',
Und meine Lust hab' an der Welt
Und auf- und niederschau',
Das nehmen sie mir wieder krumm,
Und schelten meinen Sinn,
Daß ich nicht lieber, trüb und stumm,
In meiner Kammer bin.

Mein Vater was kann ich dafür
Daß die Natur so licht?
Daß sie sich thränenlos mit mir,
Als Trösterin, bespricht?! —

Mein Vater, ja! du schiltst mich nicht!
Dein milder Wink verzeiht:
Ich sehe dich — das Schloß zerbricht
Am Thor der Ewigkeit!
Es ist dein Blick, der winkt; dein Haupt,
Dein theures Haupt, das nickt:
Ein Kranz von Strahlen hat's umlaubt,
Der ziert, nicht niederdrückt;
Es ist die Hand, die Vaterhand,
Die mir so werth, so viel —!
Welt, Welt, verdamme mit Verstand:
Ich halt' an dem Gefühl!

Stoff und Dichter.

Der Dichter steht im Freien da —
Da drängt es ihn von fern und nah:
Dort blinkt des Abends Purpurschein
Entzückend in sein Herz hinein;
Hier hat ein seltsam Wolkenbild
Mit Wonne seinen Sinn erfüllt;

Dort glänzt in Paradiesesruh'
Ein ländlichstiller Park ihm zu;
Hier seh'n ein hoher Eichenwald
Mit riesenstämmiger Gestalt,
Und dort ein grauer Bergkoloß,
Und hier das üpp'ge Weingesproß,
Und dort des Stromes Spiegelbahn
Ihn, wie ein Opfer fordernd, an!
Und nun der Mensch mit seinem Thun,
Mit seinem ew'gen Nimmerruh'n,
Mit seiner lauten Taumellust,
Mit seiner wonnestummen Brust,
Mit seiner Pracht und Gunst und Kunst,
Mit seinem Müh'n nach Luft und Dunst,
Wie greift erst der, so keck und bunt,
Dem Dichter in des Herzens Grund!
Und toller wird das Treiben schon:
Die Engel lassen ihren Thron,
Und schweben um sein glühend Haupt,
Das sie mit Strahlenblüt' umlaubt;
Und Donnerorgelstimmen zieh'n
Darauf herab wie Harmoni'n;
Und Blitze weben schauerlich
Zu seinem Feuermantel sich.
Und was nur Erd' und Himmel kennt,
Ein jedes Ding und Element,
Es stürmt entfesselt auf ihn ein
Und will sein Herr und Eig'ner sein!
Der Dichter fühlt sich fast erdrückt,
Und steht befremdet und entzückt!

Da fühlt er plötzlich seine Kraft,
Die herrscht und ordnet wirkt und schafft,

Ruft seine Uebermacht hervor,
Und schüttelt sich und wächst empor!
Und wie er wächst und größer wird:
Da legt, da ordnet, da verliert
Der Bildersturm sich um ihn her
Zum ebenmäß'gen Bildermeer.
Der Dichter streckt die Hand hinaus
In's schönheitreiche Weltenhaus,
Und wählt von Jedem einen Zug,
Und wählt von Jedem grad genug.
Und mit der Farbenherrlichkeit,
Die rings die weite Welt ihm beut,
Fängt er nunmehr zu malen an,
Setzt Lieb' und Lust und Leben dran,
Und was sein Herr war kaum vorher,
Deß' Herr und Eig'ner ist nun er.

Einer jungen Dichterin.

Wirf die Feder aus den Händen
Und das halbbeschrieb'ne Blatt:
Werde dieser Weihrauchspenden
Fader Schmeichler einmal satt!
Sprich, warum in Fesseln drängen,
Was wie's Licht entfesselt, strömt,
Sprich, warum in Reime zwängen,
Was sich jeden Reimes schämt? —

Stehst du doch so herrlichblühend,
So jungfräulich vor mir da,
Bannst dir doch, von Freude glühend,
Jedes freud'ge Wesen nah.
Ein elektrisch' Feuer knistert
Durch die Hand, die deine traf:
Und dein Zauberodem flüstert
Alle Schlangen in den Schlaf.

Leben, wie der Gott der Götter
Nur in höchster Huld verschenkt;
Leben, wie auf junge Blätter
Sich im Lenze niedersenkt:
Solches Leben füllt dich, lauert
Schelmisch dir in jedem Zug,
Brennt im Aug' dir, und durchschauert
Deine Brust im Ahnungsflug!

Willst du etwa kalt am Tische
Schreiben, wie der Denker schreibt?
Willst verkümmern deine Frische,
Die so schöne Blüten treibt?
Sollen Lieder sein die Wesen,
Die uns deine Kraft gebar?
Sollen wir in Büchern lesen,
Wie dein Lenz so herrlich war?

Nein! — Die Feder aus den Händen
Aus der Hand das kalte Blatt,
Werde dieser Lobesspenden
Fader Gecken einmal satt!
Lebe — Leben sei dein Dichten:
Lieben — üben, — sei dein Reim,

Und du wirst es besser richten,
Als mit Liederhonigseim!

Lieben; — lieb' aus tiefster Seele
Frobeseligend ein Herz,
Und den Seligen erwähle
Dir zum Freund in Scherz und Schmerz,
Blüh' aus theurer Kinder Reigen
Bald als Mutterblüt' ihm zu!
Sein Gebet, sein Wunsch, sein Schweigen,
Seines Herzens Herz sei — du!

Ueben; — übe mild die Kräfte
Zauberischer Weiblichkeit:
In dem häuslichen Geschäfte
Theile sinnig Lust und Zeit.
Walte wie das Licht, das waltet,
Wenn die Nächte mondhell sind!
Schalte, wie der Frühling schaltet,
Wenn die Erde Glut gewinnt!

Sei die Heiligkeit im Bilde,
Und ein Bild der Harmonie,
Sei der Welt ein Stern der Milde,
Wärm', erhell', entzücke sie.
Darum lass' das Reimeschmieden,
Denn der Jungfrau ziemt es nicht:
Ist sie, was sie soll, hiernieden,
Ist sie selbst schon ein Gedicht!

Jägerlieder.

1. Die Elementenweihe.

Chor.

Vier Schüsse thun wir heut in's Holz,
Um eitel Nichts hinein:
Sonst soll, bei unserm Jägerstolz,
Kein Schuß ein leerer sein!

Eine Stimme.

Und nun den ersten leeren Schuß
Gebt in die blaue Luft,
Daß sie sich überziehen muß
Mit leichtem Nebelduft.
Ein Himmel leis' und leicht umnetzt,
Daß keine Sonne brennt,
Und daß es keinen Regen setzt,
Ist Jägers Element!

Chor.

Die Büchsen vor, die Hähne straff,
Den ersten Schuß den Lüften — paff!

Eine Stimme.

Und nun den zweiten leeren Schuß
Gebt in den grünen Grund:
Auf daß er sich vereinen muß
Mit uns zu festem Bund!

Ein Waldesboden, fett und grün,
Der Gras wie Daunen hat,
Nach Schweiß und regem Jagdbemüh'n,
Ist Jägers Lagerstatt!

Chor.

Die Büchsen vor, die Hähne straff!
Den zweiten Schuß der Erde — paff!

Eine Stimme.

Und nun den dritten leeren Schuß
Gebt in den Bach hinein;
Auf daß er uns erlaben muß
Mit Wasser, kalt und rein!
Ein frischer Trunk ist mehr, als Gold,
So keiner trinken kann!
Der Waldbach sei dem Jäger hold,
Drum, Brüder, leget an!

Chor.

Frisch angelegt; — die Hähne straff!
Den dritten Schuß dem Wasser — paff!

Eine Stimme.

Nun Brüder noch den vierten Schuß
Dem Feuer selbst geweiht,
Auf daß es sich uns fügen muß
Zur wahren Jägerfreud';
Ein sich'rer Knall, ein sich'rer Fall,
So will's der Jägersmann,
Darum bei Sang und Hörnenschall,
Kam'raden, leget an!

Chor.

Frisch angelegt, — die Hähne straff,
Den letzten Schuß dem Feuer — paff!

Vier Schüsse thaten wir in's Holz
Um eitel Nichts hinein:
Nun soll, bei uns'rem Jägerstolz,
Auch keiner fehl mehr sein!

---

2. Das stille Plätzchen.

Kommt, Freunde, kommt! ein Platz ist da,
Wie's ihrer wenig gibt:
Kein kahles Fleckchen fern und nah;
Den Platz hat Gott geliebt.

Gesenkte Buchen reichen traut
Ihm ihre grüne Hand:
Und spielen mit dem weichen Kraut,
Und streicheln seinen Rand.

Und Schweigen herrscht, wie beim Gebet,
Wenn Alles kniet und schweigt;
Man weiß nicht, ob's vom Himmel weht,
Ob's aus der Erde steigt.

Und Rehlein schau'n beim Wald heraus,
Und kommen wie zum Gruß:
Als wären wir auf's Füttern aus,
Und nicht auf Schrot und Schuß.

Und Hasen rauschen durch's Gesträuch,
Und freuen sich am Grün,
Und Vögel zieh'n im blauen Reich
Der Lüfte her und hin.

Zur Erde setzt euch, Brüder, kommt!
Da ist es schön und still:
Und auch ein Stündlein Ruhe frommt,
Wenn's Gott gerade will.

Laßt springen — fliegen, — was da springt
Und fliegt durch Wald und Wind:
Und schüttelt euch die Händ' und singt! —
Ein Schuß hier wäre Sünd'!

---

3. Widerspruch.

Wenn ich durch Busch und Zweig
Brech' auf beschränktem Steig:
Wird mir so weit, so frei,
Will mir das Herz entzwei.

Rings dann im Waldeshaus
Rücken die Wänd' hinaus,
Wölbt sich das Laubgemach
Hoch mir zum Schwindeldach,
Webt sich der Blätter schier
Jedes zur Schwinge mir,
Daß sich mein Herz, so weit,
Sehnt nach Unendlichkeit!

Doch wenn in weitem Raum,
Hoch am Gebirgessaum,
Ueber dem Thal' ich steh',
Nieder zum Thale seh',
Ach, wie beschränkt, wie eng
Wird mir's im Luftgedräng!
Rings auf mein Haupt, so schwer,
Nicken die Wolken her,
Niederzustürzen droht
Rings mir das Abendrot,
Und in ein Kämmerlein
Sehnt sich mein Herz hinein!

---

4. Waldmesse.

Hut ab! In einer Kirche steht,
Kam'raden, euer Fuß:
Verwandelt in ein Dankgebet
Den kühnen Jägergruß!

Seht, wie die grünen Hügel nur
Betstühlen gleich, gereiht,
Und mit dem Sammtsmaragd der Flur
Festtäglich überstreut!

Seht, wie die Bäum' in weitem Kreis,
Die dichtgelockten, steh'n,
Und ihre Häupter, Gott zum Preis,
Wie betend, abwärts dreh'n!
Horcht! wie des Wald's Bewohner all',
Vereint zum Festgesang,
Aufjubeln in Gelispel, Schall,
Gesumm, Geschwirr und Klang.

Wie rings ein Heer, millionenstark,
Sich von Cicaden letzt,
Und, satt vom frischen Blumenmark,
Die Irisschwingen wetzt.
Wie dort der Vogel singend schlüpft,
Der Falter säuselnd schwebt,
Und Alles, was da fliegt und hüpft,
Sich im Choral erhebt!

Und wie der ferne Sonntagsruf
Der Glocken drein ertönt;
Und was der Herr noch drüber schuf
Sich dreinmengt und verschönt!
Hut ab, ihr Jäger, Unsereins
Steh' nun als Priester d'rinn,
Und heb' im Lustgefühl des Seins,
Zu Gott den schlichten Sinn!

Am Meßgewande fehlt's uns nicht,
Grün ist's, wie Gottes Au,

Die Sonne dient zum Altarlicht,
Zum Weine wird der Thau. —
Nun heb' auch als Monstranze sich
Das Aug' zu Gott hinan,
Und, „Vater", ruft's, „wir preisen dich,
„Und was du hast gethan!"

Osterlieder.

1. Auferstehung.

Auferstanden, auferstanden
Ist die schlummernde Natur:
Ueber allen Erdenlanden
Herrscht ein Geist der Feier nur!

Auferstanden ist der Glaube,
Dieser Anker, dieses Licht,
Das uns, wie des Noah Taube,
Drüben sich'res Land verspricht!

Seht, aus tausend blauen Augen
Lacht er uns vom Himmel an,
Läßt uns Mut und Stärke saugen
Für die neue Pilgerbahn.

Auferstanden ist die Liebe,
Sie, des Weltenkörpers Blut,
Deren schaffendes Getriebe
Nimmer rastet, nimmer ruht!

Seht sie glüh'n im Wangenrote
Dieser bräutlichbangen Welt:
Wie das Schwache, wie das Todte,
Sie erkräftigt, sie beseelt!

Auferstanden, aufgeschossen
Ist der Hoffnung schlummernd Korn:
Tröstend schlägt es seine Sprossen
Um des Lebens rauhen Dorn!

Aus der Felder grünen Wogen,
Aus der Thäler grünem Reich,
Aus der Wälder grünen Bogen
Lacht es mild entgegen euch!

Was nur stark mit Liebesbanden
Oder lindernd lockt dein Ohr:
Alles ist nun auferstanden:
Mensch, nun raff' dich auch empor!

---

2. Vor der Kirche.

Nieder, auf die Knie, nieder,
Wer lustwandelnd geht vorbei! —
Hörst du nicht die schönen Lieder
Voll von gläub'ger Melodei?

Siehst du nicht die hellen Kerzen
Am Altar entzündet steh'n?
Fühlst du nicht aus Aller Herzen
Flammen gegen Himmel weh'n?

Nieder, nieder, auf die Knie!
Bete brünstig ungetrübt! —
Blick' hinein und horch' und siehe,
Welch' ein Wunder sich ergibt!

Geizend durch die bunten Fenster
Fällt der warme Sonnenschein:
Und der Lerchen-Chöre schönster
Schallt vom nahen Feld hinein.

Weihrauch duftet wolkenähnlich
Zu der Kuppel hohem Knauf:
Herzen heben, fromm und sehnlich,
Mit den Wolken sich hinauf.

Und den Herzen hat der Himmel,
Scheint es, weit sich aufgethan,
Und aus hellem Lichtgewimmel,
Sichtbar, schlingt sich eine Bahn.

Und auf dieser Bahn hernieder,
Von der Engel Chor umkreist,
Bei dem Jubel gläub'ger Lieder,
Steigt — der Liebe großer Geist!

Streck' entgegen ihm die Hände,
Nimm ihn auf in deiner Brust,
Sei dir seiner Osterspende
Froh und inniglich bewußt!

Sieh die Welt im Staube liegen,
Betend feiert sie vor dir:
Auf, und laß dich nicht besiegen,
Bet' und fei're du mit ihr!

---

3. Wünsche.

Warum bin ich kein Pred'ger heut,
Der auf der Kanzel steht,
Und Allen an das Herz es legt,
Wie's draußen sich bewegt und regt,
Und grünt und strömt und weht!

Warum bin ich kein Doctor heut',
Der als Recept verschreibt:
„Wer will genesen, geht hinaus
„In's weite freie Gotteshaus! —
„Wer krank will bleiben, bleibt!"

Ich möchte, daß die Welt 'ne Kirch'
Und ich die Glocke wär',
Die hoch herab von ihrem Dom
Zusammenruft der Beter Strom
Zu Gottes Preis und Ehr'!

Doch bin ich gleich das Alles nicht,
Es macht sich auch wol so:
Ein Mensch, dem man's im Auge liest,
Daß er vom Herzen fröhlich ist,
Macht auch die Andern froh!

IV.

Elegieen aus Alfons von Lamartine.

(1826.)

Was er von Sehnsucht, Lieb' und Trost,
Nach *meinem* Sinne sang,
Nehmt hier, wie ich's, nach *seinem* Sinn
Ihm nachzusingen rang.

Die Sterne.

„Ein heilig Stündchen für den Denker ist's,
„Wenn, um die Welt zu trösten, daß der Tag
„Entfloh, die Dämmerung den Scheideblick
„Am Bergessaum verlängert; wenn sie, gleich
„Den Falten wallender Gewänder, längs
„Dem Himmel hinstreift, wo die Stern' erwachen!
„Die Flammenkugeln, diese Lichteilande,
„Die unwillkürlich sucht der matte Blick,
„Durchtanzen tausendfach den Nebelplan,
„Gleich einem Goldstaub unter'm Schritt der Nacht.
„Das blöde Aug' verliert im Finden sie:
„Die einen schweben längs des Waldes Gipfel
„Gleich lichtbeschwingten Himmelsvögeln hin;
„Die andern gleichen Felsen, weißumspült
„Vom Meeresschaume; Läufern ähnlich fliegen
„Mit wild entlocktem Stirnhaar and're; jene
„Sind Augen gleich, die auf die schlummernden
„Naturen halbgeöffnet niederschau'n, indeß,
„Gleich blanken Segeln, die das Morgenrot
„Vergoldet, wenn ein Schiff aus fernem Lande
„Zur Heimat wiederkehret, and're flieh'n!

„Gott kennt allein die Zahl, den Stand, das Alter
„Der hellen Lichter seines größten Werkes.
„Die Einen, alternd schon, erblichen fast;
„Im Himmelsraum verlieren And're sich:

„Doch And're, westumkosten Blumen gleich,
„Erheben jugendlächelnd ihre Stirnen,
„Und, um den Ost mit frischer Klarheit spielend,
„Bezaubern sie das Auge, das sie zählt!
„So tanzen sie den Himmelsreih'n; der Mensch,
„Wie neugeboren, grüßt sie und benennt sie,
„Wer säh' auch nicht begeistert auf zu ihnen
„Und suchte sich den Allerhellsten nicht,
„Um ihm den Namen zu verleihen, der
„Sein Liebstes ihm bezeichnet! Rufet selbst
„Doch jener Stern, der einsam niederschimmernd,
„In mancher Nacht mir manchen Trost verlieh,
„Gar lieber Augen Blicke mir zurück!"

„Die Nacht rückt vor, all' diese Weltsisteme,
„Durchwandeln ernsten Schritt's die stille Bahn.
„Bei Zephyrs Hauche spürt man oft die Erde,
„Gleich einem Kahn, sich schaukeln in der Nacht.
„Von Silberschaum umspült sieht man die Berge,
„Gleichmäß'gen Lauf's, das Säuselmeer zerschneiden.
„Der Nordwind bricht sich unterm Kiele, Wänd'
„Und Balken dröhnen, doch der Mensch vertrauend
„Dem Steuermanne, läßt sich sorglos wiegen.
„Lichtwelten ihr, die ihr mit uns euch wiegt,
„Sagt — ob Er's euch gesagt, wohin es geht?! —
„Ist's ein unnennbar grauenvoll Geklipp;
„In das er schmetternd uns're Reste wirft?
„Ist es ein freundlich heller Strand, wohin
„In Träumen seine Hand uns mild geleitet? —

„Ihr Näherschwebenden der Himmelsbahn,
„Glanzvolle Welten, sprecht! Ihr wißt's gewiß!
„Denn mehr des Lichtes strömt euch droben zu!
„Ja, darf ich glauben eurem Glanz, womit

„Des Wald's durchsicht'gen Dom ihr übersilbert
„Und niederschimmernd auf gereizte Meere,
„Ihr, sie erleuchtend, ihren Sturm bezähmt;
„Ja, darf ich glauben eurem Glanz, womit
„Ihr Tugend, Lieb' und Andachtsglut erwecket,
„Und, wenn das Aug', entzückt von euerm Licht,
„Halb auf sich schlägt, an seiner Wimper Rand
„Ihr eine Thräne locket; darf ich glauben
„Dem innern Trieb, dem süßen Ahnungsregen,
„Das auf zu euch der Liebe schwere Seufzer,
„Der Schönheit Augen, Träume, die wir tief
„Vermissen, und des Adlers und des Dichters
„Begeist'rungsflug erhebet: o dann seid
„Ihr Himmelsaugen, Eden, Flammentempel;
„Seid ihr ja das Asyl der Unschuld; ihr
„Des Friedens Wohnung, übt ihr fern herab
„Auf uns're Herzen magische Gewalt,
„Und Alles, was wir suchen, Lieb' und Wahrheit,
„Die Früchte, die vom Himmel niederfielen,
„Und die die Erde kostete, sind dort,
„Und was uns fehlt, wir finden dort es wieder!
„Wie oft hab ich geseufzt: „„O warum bin
„Ich einer nicht von Euch!““ — Im lichten Himmel,
„Den ihr bewohnt, des vaterländischen Bodens
„Oft noch gedenkend, käm' ich jede Nacht,
„Zögernd und einsam, auf die Bergesspitze,
„Und sähe freundlich nieder; wiegte mich
„Auf Blumenkelchen, zitterte auf Quellen,
„Und dränge, wie ein Blick der Liebe, den
„Die Scheu verbergen will, durch Nebelschleier,
„Und wär' hier unten noch ein sinnend Haupt,
„Ein Herz in Trauer, eine Brust, die schmachtet;
„Ein Unglücksel'ger, der sein Leid bei Tag
„Verbirgt und erst des Nachts die Thrän' entfesselt;

„Ein ruhelos Gemüt' im Ocean
„Des Denkens untertauchend: o dann würde
„Mit heil'ger Freundschaft dem gekannten Uebel
„Mein Strahl, ein milder Tröstungsengel, nah'n;
„Ruh'n würde dann mein brüderlicher Glanz
„Auf ihrem Busen, ihren Augen lächeln,
„Und, müd des Seufzens, würden mindestens
„Sie noch vor'm Morgenrot entschlummern können

„Ihr aber, Flammenschwestern, meiner Fahrt,
„Begleiter, die das Himmelszelt ihr stickt,
„Und nach des Himmels Laute tanzt und wogt,
„Ihr würdet Den mich loben lehren, den
„Wir suchen, den ihr seht vielleicht, und badend,
„In seinem Schooße meinen Zitterstrahl;
„Fühlt' ich in Ihm, was ihr in Ihm nun fühlet!"

Begeisterung.

Wie, da sich mit Ganymeden
Jovis Adler aufwärts schwang,
Hangend an dem Staub, der Knabe
Mit dem Göttervogel rang;
Doch der Aar mit eh'rnen Klauen
Ihn entriß den Heimat-Auen,
Taub dem Fleh'n und mitleidslos,
Und ihn so, wie er noch bebte,
Hinwarf in der Götter Schooß!

So, wenn du mir wühlst im Herzen,
Kräft'ger Aar, Begeisterung,
Faßt mich heil'ge Scheu bei deiner
Flammenflügel lautem Schwung;
Ringend kämpf' ich mit dem Lichte,
Fürchtend, daß es mich vernichte;
Wie vom Blitz entglomm'ner Brand
Nicht verlischt, bis er verschlungen
Holz und Herd und Tempelwand.

Fruchtlos kämpfen alle Sinne
Gegen dieses Walten an;
Fruchtlos pocht das Herz im Busen,
Diesem Dämon Unterthan!
Blitz durchzuckt mein Blut, das Feuer,
Will ich's dämpfen, schlägt noch freier,
Heller auf zum Himmelsdom;
Und aus voller Seele strömt mir
Der Gefühle Lavastrom.

Sieh nun, Muse, sieh dein Opfer!
Das ist nicht mehr jener Blick,
Das nicht mehr die hohe Stirne,
Die den Himmel strahlt zurück!
Unter deinen wilden Flammen
Brach mein junger Sinn zusammen,
Und ist nun sein Schatten nur;
Und mir blieb auf bleicher Stirne
Nur die blitzgetroff'ne Spur.

Glücklich ist der kalte Dichter!
Keine Zähre netzt sein Spiel,
Ohne Sehnen, ohne Grämen
Kommt er recht und schlecht an's Ziel.

Zierlich in gemess'nen Schranken
Fließen Bilder und Gedanken
Ihm wie Milch und Honig her;
Keine Pindarsflügel stürzten
Diesen Ikarus in's Meer.

Aber wir, um zu begeistern,
Müssen glüh'n vor Leid und Lust;
Müssen, um zu schildern Alles,
Alles fühlen in der Brust;
Alle Wonnen, alle Schmerzen
Haben tief in unserm Herzen
Ihren Brennpunkt, ihren Herd;
Und doch schilt man unser Leben,
Wenn es Leidenschaft verzehrt.

Nein, nie fühlt das eine Seele,
Die der Friede noch umschlingt;
Nein, nie kann den Drang sie fassen,
Der die Welt durch's Lied erringt.
Eh' Homers Apoll den Bogen
Brauchte, zu den styg'schen Wogen,
Kam vom Eryx er hinab,
Um die Pfeile dort zu stählen
In dem heißen Wellengrab.

Feige Scheu entweiht den Gipfel,
Drum herab von euren Höh'n!
Riesig muß sie sein, die Leier,
Soll sie Götterklänge weh'n!
Wie an Memnons Marmormale
Nur beim heil'gen Sonnenstrahle
Stimm' und Leben rege wird;
So auch werden Liedersöhne
Nur vom Blick des Licht's gerührt.

Und ich sollt' es wieder wecken,
Was die Asche längst vergräbt;
Soll die letzte Glut verkümmern,
Die mein ödes Herz noch hebt?
Ruhm ist nur ein Traum vom Schatten,
Und dem Müden, Lebensmatten,
Für ein Opfer allzuklein;
Nein, der Liebe soll mein letzter,
Schwacher Hauch gewidmet sein!

Anruf.

O du, die mir in meiner Nacht erschienen,
Du Erdengast, du Himmelsbürgerin!
Die mit den sanft verklärten Friedensmienen
Beruhigung geblickt in meinen Sinn!

O lass' mich einmal dir im Auge lesen, —
O nenne Namen, Heimat mir und Ziel,
Ob deine Wiege diese Welt gewesen,
O du ein Himmelshauch? ein Gaukelspiel? —

Mußt du die Heimat morgen wiedersehen?
Bist du an diesen dornenvollen Strand,
An seine Schrecken, seine Qual und Wehen,
Wie unsers Gleichen, seufzend festgebannt?

Woher auch immer stammt dein heilig Leben,
Weß Vaterlands und Loses auch du seist,
Mein ganzes Dasein ist dir hingegeben,
Dich fühlt mein Herz und dich nur denkt mein Geist.

Mußt du, wie wir, hienieden duldend weilen,
So sei mein Schutz, mein Anker und mein Hort,
Lass' deinen Staub mich küssen, lass' mich theilen
Die Luft mit dir, mich lauschen deinem Wort.

Doch mußt du heim in deinen ew'gen Frieden,
Und unter Engeln wieder Engel sein,
So liebe mich nur einen Tag hiernieden
Und denke dann in deinem Himmel mein!

Einsamkeit.

Hier sitz' ich oft, umschirmt vom alten Baume —
Das Antlitz hell von Abendsonnenglut:
Mein Auge weidend am begrünten Raume,
Der bunt und schön zu meinen Füßen ruht.

Dort rollt ein Strom die lauten Wogenhügel,
Und gräbt in dunkler Ferne träg sich ein;
Hier schläft des See's bewegungsloser Spiegel,
Und lächelnd blickt der Stern des Abends drein.

Dort, wo die waldumkrönten Berge ragen,
Hat seinen letzten Strahl der Tag versandt,
Und dampfend steigt der Schattenfürstin Wagen,
Und bleicht des fernen Horizontes Rand.

Indessen schwingt sich aus den goth'schen Trümmern
Ein Ton der Andacht durch das Luftgebiet,
Der Wand'rer stutzt, — des Siedlerglöckleins Wimmern
Singt nun dem Tag ein schaurig Sterbelied.

Doch kalt und stumm beschau' ich diese Matten,
Kein Laut verklärt, noch düstert mein Gesicht,
Mich dünkt die Erde wie ein irrer Schatten,
Der Tag der Lebenden wärmt Todte nicht.

Wie ich von Berg zu Berg mein Auge wende,
Vom Nord zum Süd, vom Ost zum West zurück,
Wie ich's durchmesse dieses Rund ohn' Ende —
Ich rufe doch: „Mein harret nirgends Glück!"

Was sollen mir die Schlösser, Berg' und Felder
Für dieses Auge blüht ihr Reiz nicht mehr,
Ihr Ström' und Höh'n, ihr einst geliebten Wälder,
Ein Wesen fehlt euch — ihr seid alle leer.

Ob nun die Sonn' aufwach', ob untersinke,
Gleichgiltig folgt mein Blick der Spur des Licht's;
Ob trüb der Himmel, ob er bläulich winke,
Sei's — ich erwarte von den Tagen nichts!

Und könnt' ich gleich am Sonnenwagen hangen,
Ich sähe nichts doch, als ein wüstes Feld; —
Um nichts, worauf sie scheint, trüg' ich Verlangen,
Ich frūg' um nichts in dieser Riesenwelt.

Doch wenn vielleicht ich einstens schauen würde,
Wo and're Himmel and're Sonne säumt,
Schau'n, von mir streifend dieses Staubes Bürde,
O schau'n, wovon mein Herz gedacht, geträumt:

Wie wollt' ich mich am Lebensborn berauschen,
Wie freudig Lieb' und Hoffnung wiederseh'n,
Wie jeden Zug des Ideals erlauschen,
Das blöde Menschensinne nicht versteh'n!

O daß ich auf mich schwäng' mit dir, Aurore,
Um meines Wunsches Ziele nah' zu sein!
Was öffn' ich nicht des Erdenkerkers Thore,
Was hab' ich mit der Erde noch gemein?

Die Blätter, so zum Fall im Herbste reiften,
Erfaßt und trägt hinab in's Thal der Nord:
Ich gleiche ja dem Blatt, dem abgestreiften, —
Nord, fass' auch mich, und trag' in's Thal mich fort!

Der Tag der Genesung.

Hab' Dank, Allgütiger, ich bin erhört!
Du gabst den Tag mir wieder, Gott der Liebe!
Schon färbt sein Blick die Stirne, die nur noch
Ein leises Blaß bedeckt, mit Lebensrosen.
Schon schleicht mir durch die Adern milde Glut,
Und steigt zum Herzen, warm emporgetrieben:
So leb' ich auf, um noch einmal zu lieben!

Und auch die Welt lebt auf an diesem Tage,
Die Maiensonne küßt sie freundlich wach.
Vor meinem Fenster rufen keusche Tauben
Des schönsten Mondes Wiederkommen aus.
O, fort, hinaus! In's freie Grüne fort!
Führ' mich Geliebte! Stütze den Geliebten, —
Ich möchte gern die Sonne kommen seh'n,
Begrüßen möcht' ich ihres Wagens Aufschwung,
Bewundern ihren Heimgang in das Meer,
Wenn ihr der West sein Schlummerliedchen säuselt.
Komm, fürchte nichts für mich! die Luft ist heiter,
Und meines Lebens schönsten Tag wird kein
Gewitter schänden. Komm! Auf grüner Erde
Schläft friedlich schon der Hirte bei der Heerde.

Wie süß die Luft ist, Gott, wie rein das Licht!
O Sonne, die Natur erkennt dein Walten,
Glückseligkeit und Leben strömst du aus!
Als Gott, die Nacht absondernd von dem Tage,
Auf deine Wolkenbahn dich hingestellt,
Da sah das All' dich an als seinen König,
Anbetend fiel der Mensch auf's Angesicht,
Und seither, deinen Flammenpfad verfolgend,
Beschreibst du rastlos den gewohnten Kreis;
Der Strom des Lichtes strömt dir ohne Stocken,
Und keine Zeit verbleichte deine Locken!

Wenn dich des Morgens Ruf herauf beschwört,
Dann betet dich der Hindu an im Staube!
Mir, wenn des Mittags segensreiches Feuer
Den matten Leib mir allgemach beseelt,
Mir scheint aus deinen Strahlen dann ein Gott
Erwärmend in das Herz herabzulangen;
Die Fesseln fallen ab von meinen Sinnen,

Als hätte mich des Ew'gen Hand berührt.
Doch wehrte, der dich schuf, uns diesen Glauben?
Bist du ein Strahl nicht, Sonne, seines Ruhm's?
Wenn alle Wesen aus dir Liebe saugen,
Bist du kein Blick, o Sonn', aus seinen Augen?

Ha! wenn ich je in trüben Jammerstunden,
Der Sonne nicht willkomm'nes Licht geschmäht;
Wenn ich verflucht, was ich von dir empfangen,
O Gott, so sieh in's Herz mir, und verzeih!
Hab' ich doch nie das Glück gefühlt, zu schauen
Die Welt an dessen Seite, was ich liebe;
Zu fühlen, wie mit einem schönen Tage,
Vereint mir Lieb' und Leben stieg in's Herz!
Weh' mir! des Lebens Werth war fremd für mich,
Heut' hab' ich ihn erkannt, und preise Dich!

Gottes Antwort.

Sohn des Staubes, wie, du wagtest
Deines Lebens müd zu sein?
Du, mein Kind, mein Schoßkind, klagtest,
Ich dein Vater, wäre Stein?
Thöricht Kind! eh' noch begonnen
Du des Erdendaseins Bahn,
Hat mein Geist schon längst ersonnen
Deines künft'gen Glückes Plan.

Diesem weiten Heiligthume
Uebergab ich dein Geschick,
Daß du lebtest mir zum Ruhme,
Daß du lebtest dir zum Glück.
Und du wardst, und heil'ge Weihe
Gab dir meiner Liebe Ruf,
Daß mir ein Geschöpf gedeihe,
So ich mir zum Spiegel schuf.

In der Milch der Mutterbrüste
Flößt' ich Liebe dir in's Herz:
Jeder Laut, der dich begrüßte,
Zog dein Auge himmelwärts.
Und des Lichtes Tage kamen,
Wo du meiner wardst bewußt,
Und ich schrieb dir meinen Namen
Fühlbar in die junge Brust.

Und du sahest meine Güte
Rings auf Erden ausgesät;
In der Himmel Sterngebiete
Sahst du meine Majestät;
Meine Vorsicht in den Wesen,
Meine Dauer in der Zeit,
Und im Raume konntst du lesen,
Meine Unermeßlichkeit.

Dankbar jubelnd fielst du nieder,
Lalltest manch' ein Segenswort,
Pilgertest erkräftigt wieder
Voller Herzenseinfalt fort.
Aber welch' ein Leid erfüllte
Heute dich so trüb und schwer?

Weil dein Herz Gewölk umhüllte,
Glaubst du an die Sonn' nicht mehr.

„Eine künstliche Chimäre,
„Bist du, eines Grüblers Brut; —
„Wenn die Welt dein Abbild wäre,
„Wäre sie gerecht und gut!“
Mich — den Unterschied bewahre! —
Lenkt Gerechtigkeit, wie dich:
Aber dich für Spanne Jahre,
Und für Ewigkeiten mich.

Weiß das Land, woher sein Grünen,
Und die Flut, woher sie zieht,
Und die Nacht, wie sie erschienen,
Und die Sonne, wie sie glüht?
Ja, wohin mein Wink sie werde
Morgen senden, — weiß es wer?
Kann sie, scheidend, je der Erde
Sichern ihre Wiederkehr?

Doch weck' ich zur Lust und Wonne
Morgentlich das All empor,
Ruf' am Morgen meine Sonne
Aus der Wüsten Schooß hervor.
Meine Gegenwart erkennend,
Kommt sie groß gewandelt schon,
Steht mir Red' und steigt dann brennend
Und entzündend, auf den Thron!

Und du Hauch aus meinem Hauche
Du, auf dem mein Auge weilt,
Der mich braucht und den ich brauche,
Du, mit dem ich treu getheilt,

Mensch, du wähntest dich vergessen?
Wähntest dich verkürzt von mir?
Nein; mein Blick ruht unermessen
Gern auf Allem, — lang auf dir!

Wandle denn im Hoffnungsschimmer
Und vertrauend denke mein! —
Traute doch mir alles immer,
Und du zweifeltest allein?
Doch mein zürnendes Gedenken
Wird auch dieses Zweifels Schuld
Väterlich dereinst versenken
In den Abgrund meiner Huld!

Abschied.

Ja, — ich verließ ihn den Hafen, den ruhigen, langebegehrten,
Wo mich entfernt von der Stadt lächelnd die Ruhe beschlich;
Wo mir ohne Geräusch hinschwanden die Tag'; ich verließ dich,
Einsam schattendes Thal, ländliches Hüttchen des Freund's;
Traurig verläßt, im Auge die perlende Thräne der Sehnsucht,
Meine Muse den Port, welchen sie freudig gewählt!
Nimmer sieht uns der erste Strahl des Tag's, auf den Fluren
Uns im dicht'rischen Traum, irrenden Schrittes, ergeh'n;
Nimmer belauscht uns die Sonne, wenn hoch von Italias Alphöh'n
Rollend, ihr Flammengespann weckt die entschlaf'ne Natur!
Nimmer, ihr alten Fichten, ihr Stolz des Waldes, behorcht ihr,
Fesselnd den Odem des Wind's, uns're Geheimnisse mehr!

Nimmer suchen wir mehr das kühlige Lager der Grotte,
Wo uns, beschwichtigend, oft küßte der gaukelnde Gott!
Nimmer wandeln wir mit, wenn Abends die traurige Glocke
Dort in's Kirchlein am Berg rief die Gemeinde des Dorf's;
Nimmer senken wir betend das Knie auf den Stein an der Pforte,
Welcher ein ländliches Grab schmucklos und innig umwölbt.
Lebt wol! Thäler und Büsche, du blauer See, und ihr Felsen,
Du dichtlaubig Gehölz, du paradiesisch Asyl,
Wo sich der Glückliche glücklich fühlt, wo der Weise daheim ist,
Scheidend ruf' ich euch an — lebet für immer nun wol! —
Schon entfernt sich, gewiegt von gaukelndem Weste, mein Nachen
Ungern von dem Gestad', welches so treu mich geschirmt.
Neuen Stürmen entgegen geht's, und neue Gefahren
Drohen, ich ahn' es im Geist, meinem gebrechlichen Kahn!
Ach, und blüht mir so kurz doch erst die Blume der Jugend,
Ach, und so lang und so viel trieb es mich feindlich umher!
Aber wozu das Geschick mit vergeblicher Klage behelligt?
Aber wozu auf des Weg's Hälfte zurück schon geblickt?
Hab' ich die Lippe bisher doch am bitteren Kelche des Lebens
Kaum noch genetzt, und warf jetzo schon, ekelnd ihn weg.
Bis zur Neige will er geleert sein, also gebeut es
Strenge die Hand, die uns ihn schon an der Wiege kredenzt.
Wenn mein Schritt zwei Drittel dereinst durchwallte des Lebens,
Oder ein Leben mir längst bleichte das dunkle Gelock:
Dann ach! — kehr' ich zurück in das ländliche Hüttchen des Thales,
Wo des Himmels Hand liebend den Freund mir bewahrt!
Dort von Bäumen, die er gepflanzt, umschirmt in der Stille,
Seh'n wir des Lebens Rest rollend, wie Wellen entflieh'n.
Furcht- und hoffnungslos dann schau'n wir zurück, im Gedächtniß
Messend die stürmische Bahn, die wir durchlaufen gemußt!
Also schaut ein Pilot, ein achtzigjähriger, Abends,
Hoch vom öden Geklipp, ruhig gelagert hinaus,
Läßt hinirren den Blick die Wogen entlang, und betrachtet
Einmal die Fläche sich noch, die er vor Zeiten durchschifft.

Das Thal.

Mein Herz, von Allem müd, ja selber schon vom Hoffen,
Hat nun an das Geschick der Wünsche nimmer viel: —
O bleibt mir nur noch ihr, der Kindheit Thäler, offen,
Und gönnt mir einst in euch ein friedlich Sterb'asyl!

Hier schlüpft der schmale Steig durch kühle Wiesenmatten,
Dort deckt des Hügels Grün mit dichtem Laub ihn zu,
Das zitternd mich umnickt mit flücht'gen Schwebeschatten,
Und rings umstrickt mich hält von Schweigen und von Ruh.

Zwei Bächlein, überwölbt von grünen Blätterbogen,
Zieh'n, Silberschlangen gleich, des Thales krummen Rain;
Sie murmeln oft vereint, und wiegen sich und wogen,
Und wühlen, nah' am Born, sich ohne Namen ein.

So fand mein Leben auch, verwaist von Lust und Liebe,
Geräusch- und namenlos, wie sie, sein dunkles Grab!
Doch ihre Well' ist rein, und meine Seel' ist trübe,
Nie spiegelte in ihr ein heit'rer Tag sich ab.

Und ihrer Ufer Schmuck und ihre Schattenkrone
Zieh'n täglich meinen Schritt ihr üppig Bett entlang:
Und wie ein Kind entschläft beim ewig gleichen Tone,
So schläft mein Herz auch ein bei ihres Murmelns Klang.

Ach, — hier von einem Wall aus Rasen rings umfangen,
Vom engen Horizont, mir weit genug, umgrenzt,
Hier hemm' ich oft den Schritt, und stille mein Verlangen
Am Bächlein, das mir rauscht, am Himmel, der mir glänzt.

Ich hab' zu viel geseh'n, gefühlt, geliebt im Leben,
Nach Lethes Quelle späht im Leben noch mein Blick:
O Au'n, was könnt ihr nicht Vergessenheit mir geben?
Vergessen ist nunmehr, mein letztes — einz'ges Glück! —

Mein Herz ist nun in Ruh, und meine Seel' im Schweigen,
Der Welt entfernt Geräusch tönt sterbend an mein Ohr,
Wie wenn ein einzler Ton aus einem fernen Reigen,
Unsicher durch die Luft, verhallend sich verlor.

Das Leben seh' ich hier, wie hinter einem Saume
Von schattendem Gewölk, verblichen längst und trüb;
Die Liebe blieb allein, — wie oft aus einem Traume,
Wenn wir erwachten, nur ein einzig Bild uns blieb.

O Herz, ruh' aus, hier ist ein Lager dir bereitet!
Ruh' aus, dem Pilger gleich, der süßer Hoffnung voll,
Noch einmal niedersitzt, eh' er durch's Stadtthor schreitet,
Noch einmal in sich schöpft der Abenddüfte Zoll.

Lass' uns, wie ihn, den Staub von unsern Füßen streifen;
Auf diesem Wege kehrt der Mensch wol nicht zurück.
Wir sind am Ziel wie er, geendet ist das Schweifen,
Die Ruhe steht am Thor, und drinnen wohnt das Glück.

Dein Tag war trüb wie Nacht, und kurz wie Wintertage,
Dein Tag floh, wie von Höh'n der Abendschatten flieht.
Die Freundschaft gab dir Spott, die Liebe brachte Klage,
Und Niemand sieht dir nach in's stille Grabgebiet.

Doch sieh, die Welt ist da, sie liebt, sie kann nicht hassen,
Wirf dich an ihre Brust, es ist die treu'ste Brust,
Wenn Alles dich verließ, sie wird dich nicht verlassen,
Dieselbe Sonne scheint auf Leiden dir und Lust.

Sie gibt dir ja, wie sonst, noch Schatten und noch Schimmer,
Lass' fahren, was dein Herz durch falschen Schein betrügt;
Horch' auf der Echo Klang, sie weist ja noch, wie immer,
Dir auf den Vater hin, der keinem Kinde lügt.

Am Himmel folg' dem Tag, — dem Schatten auf der Erde,
Die blaue Luft durchflieg' wetteifernd mit dem Aar,
Folg' als ein treuer Hirt der holden Sternenherde,
Knie frommen Sinnes hin am grünen Moosaltar!

Auf daß wir Gott versteh'n, ist ja Vernunft uns eigen,
Laut nennt uns alle Welt den Vater, der sie schuf!
Ein inn'rer Ruf vertraut's dem Geist in seinem Schweigen:
Wer ist, der in der Brust nicht hörte diesen Ruf? —

Der Abend.

Mit dem Abend kehrt die Ruhe wieder!
Einsam sitz' ich hier am Felsensaum,
Sehe wie die Nacht ihr Mohngefieder
Schweigend schüttelt durch den öden Raum.

Venus steigt mit liebeholdem Flimmer
Allgemach empor am Himmelskreis,
Und ihr sanft geheimnißvoller Schimmer
Färbt die Wiese vor mir silberweiß.

Dieser Steineich' Aeste hör' ich knistern,
Ihre Blätter rüttelt sie mit Macht,
Wie ein Schatten, der mit leisem Flüstern
Aufgestiegen aus des Grabes Nacht!

Sieh, da stiehlt, vom Himmel losgebunden,
Sich ein Strahl des Nachtgestirns auf mich;
Tröstend senkt er auf der Seele Wunden,
Kühlend auf mein müdes Auge sich!

Stiller Engel mit verklärten Schwingen,
Lichtherold, o sprich, was kündest du? —
Willst du Tag der nächt'gen Seele bringen,
Diesem ruhelosen Busen Ruh? —

Stiegst du nieder als lebend'ge Lehre
Jener Welt, um die das Auge weint?
Bringst du Kunde mir aus jener Sphäre,
Die dich heimruft, wenn der Tag erscheint?

Oder bannt ein stilles Einvernehmen
Dich dem Unglück unwillkürlich nah?
Stehst du über Allen, die sich grämen,
Wie ein Bild der Hoffnung ewig da?

Kannst du Herzen in der Zukunft Thore,
Wenn sie bitten, keinen Blick verleih'n?
Oder solltest du schon die Aurore
Jenes Tag's, der nimmer Nacht wird, sein?

Meine Seele faßt ein heilig Beben,
Lächelst du so sanft herab zu mir:
Ich gedenk' an sie, die nicht mehr leben, —
Süßer Schimmer, leben sie in dir? —

Schlüpfen so vielleicht auf grünen Matten
Ihre Geister seligtändelnd hin?
Ach, umhaucht, von euren lieben Schatten,
Fühlt sich näher — näher euch mein Sinn.

O laßt wieder mir den Frieden blühen,
Weckt in mir der alten Liebe Macht,
Wie sich, nach des Tages schwülem Glühen
Sanft erquickend senkt der Thau der Nacht!

Seid ihr's wirklich aus der dunkeln Ferne,
O so kehrt in diesen stillen Raum,
Immer wieder mit dem Abendsterne
Webt mir euer Bild in jeden Traum!

Kommt! — Doch sieh! ein nebelhaft Geflimmer
Wogt, wie Dampf, hinan vor meinem Blick,
Jetzt verhüllt es mir des Sternes Schimmer,
Und in Dunkel tritt die Welt zurück!

Der Dichter auf dem Sterbebette.

So muß in ihren Lenzestagen
Des Lebens Blume mir verblüh'n?
Ich weiß nicht, ob ich unter Klagen,
Ob singend soll von hinnen zieh'n!

Ja, singend: — da die Hand noch meistert
Das wolbekannte Saitenspiel;
Ja, singend: — wie der Schwan begeistert
Mit Liedern grüßt das nahe Ziel.

Noch einmal flammt, eh sie verflimmert,
Die Lampe frisch und hell empor;
Die Leier rauscht, eh' sie zertrümmert;
Gold ist der Sonne Grabesthor.
Der Mensch allein in seinem Scheiden,
Blickt um auf sein vertauschtes Sein,
Und schläft, gedenkend sonst'ger Leiden,
Mit halbgeweinten Thränen ein.

Was ist das Leben, drum wir weinen?
Ein Stündchen ist's, und wieder ein's;
Und jedes Nächste gleicht dem Einen,
Und meines ist so spann, wie dein's.
Dies raubt, was jenes uns beschieden:
Scherz oder Schmerz, Staub oder Macht;
Auch Träume dann und wann, und Frieden: —
So ist der Tag, — dann kommt die Nacht.

Ja, weinen darf, wer an die Trümmer
Vergang'ner Zeit gefesselt steht,
Und erst in ferner Zukunft immer
Nach seinem fernen Glücke späh't.
Ich — der ich Wurzeln nie geschlagen
Im kalten Boden dieser Welt, —
Ich scheide, wie vom West getragen
Ein Halm sich wiegt, zum Himmelszelt.

Zugvögeln gleicht der Dichter, weilend
An keinem Strand, auf keinem Baum;

Im Fluge nur vorüber eilend,
Gesangreich, an der Ufer Saum.
Den blauen weiten Himmel nennen
Sie Wiege, Schul' und Wohngebiet:
Sie singen, — doch die Menschen kennen
Nicht mehr von ihnen, als ihr Lied.

Kein Mensch hat meine jungen Hände
Der Leier Wollaut je gelehrt;
Denn nicht von Menschen kommt die Spende,
Die nur ein Himmel ganz gewährt.
So lernt das Rieseln nicht die Quelle;
So lernt ein Pfeil, der wie das Licht
Die Wolken spaltet, nicht die Schnelle; —
Die Biene lernt das Sammeln nicht.

Der Glocke gleich' ich, hoch am Thurme,
Die aus demselben Mund von Erz —
Im Frieden klingend und im Sturme, —
Bald Jubel kündet und bald Schmerz.
Ob mir die Freude mild gelächelt,
Ob Trauer sank auf dieses Haupt:
Kein Lüftchen hat mich je gefächelt,
Das nicht ein Klingen mir geraubt!

Oft netzten meine Saiten Thränen, —
Doch uns sind Thränen milder Thau:
Man würde sich nach Wolken sehnen,
Wär' unser Himmel ewig blau.
Soll er des Weihrauchs Düfte geben,
So will der Baum verwundet sein,
Und kränkt dein Fuß der Blume Leben,
So haucht ihr Odem doppelt rein.

So sang ich denn, und jede Zeile
Galt einen Tropfen meines Blut's;
So sang ich, — nicht um eine Säule,
Der Zeit emporgethürmt zum Trutz!
Was mag's den Schwan im Aufschwung kümmern,
Ob seiner Flügel Schattenbild,
Bevor in Wolken sie verschimmern,
Sich nochmal spiegelt ihr Gefild? —

Doch warum sangst du? — Philomelen
Befrag, warum sie Nachts, im Nest,
Ein Lied, um Steine zu beseelen,
Aus halb gesprung'nem Herzen preßt.
Wir singen, wie ihr athmet, — singen,
Wie Philomele singen muß,
Wie Blätter säuseln, Weste klingen,
Und wie die Welle rauscht im Fluß.

Singen und Lieben war mein Leben: —
Von Allem was der Mensch begehrt,
Daß ihm die guten Götter geben,
Dünkt nichts mich eines Wunsches wert,
Als ein beschwingter Klang der Leier,
Aufsteigend aus der Seele Glut,
Und ein Moment der stummen Feier;
Wenn Brust an Brust die Liebe ruht.

O Glück, der Schönheit Brust zu rühren,
Daß Purpur ihre Wangen säumt,
Daß ihre Worte sich verlieren,
Ihr Herz in Wonnen überschäumt;
Ihr Aug' den Sternen zuzukehren,
Als sehnt' es sich den Klängen nach,

Bis sie mit stummen Wonnezähren
    Das Zauberwort der Liebe sprach.

So hab' ich oft geseufzt, gesungen,
    Und nicht verstoben ist's im Wind;
Bald hab' ich selbst mich hingeschwungen,
    Wo meine Säng' und Seufzer sind.
Wie Freund' in freudiger Erkennung
    Wird ihre Schaar mich dort umweh'n:
Der Glaub' erleichtert mir die Trennung,
    Denn nicht zu Fremden muß ich geh'n.

Drum baut auf meinem niedern Grabe
    Kein lastend Werk der Bildnerei;
Ob ich die Hand voll Erde habe,
    Gilt meinem Herzen Einerlei.
Nur gönnet einst statt dieses Allen
    Mir einen einzigen Ersatz,
Und frommen Pilgern zu Gefallen
    Laßt für zwei Kniee grünen Platz.

Denn wärmer steigt des Dulders Flehen,
    Wenn er auf Gräbern kniet hinan,
Er däucht sich selbst schon in den Höhen,
    Und trifft beim Tod die Hoffnung an.
Der blaue Himmel scheint ihm freier,
    Die Seele streift den Staub zurück,
Das Auge reißt den schwarzen Schleier,
    Und die Gewährung lacht dem Blick.

Und nun, ihr Freunde, gebt den Flammen,
    Den Fluten meine Leier preis:
Ich fühl's, mein Leben bricht zusammen,
    Und meine Pulse führen Eis.

Nehmt eure Leiern nun, ihr Brüder,
Spielt auf, spielt auf mit rascher Hand,
Bis eingewiegt durch eure Lieder,
Mein Geist entschlief in's bess're Land!

V.

Liedertafel.

(1840.)

Herbei! die Tafel ist gedeckt,
Beschickt mit bunten Liedern! —
Wer mag, wenn ihm das Beſſ're schmeckt,
Das Mindere zergliedern?

Vorfrühling.

Welch' fernes Rauschen tönt von dort?
Es muß die Mühle sein;
Die Wellchen hüpfen lustig fort:
Das macht der Sonnenschein.

Er schmilzt' ihr Band von Eis entzwei,
Und wärmt sie, wie er kann;
Drum rauschen sie so frank und frei
Ihm ihren Dank hinan.

Und welch' ein sanftes Grün ist hier!
Es ist ein Gräschen nur;
Doch mehr, als Blüten, gilt es mir,
Dies erste Grün der Flur.

Es freut sich auch am Sonnenschein,
Wünscht auch den Winter fern,
Und hat, wenn noch so zart und klein,
Doch auch die Freiheit gern.

Und tief in meinem Herzen regt
Manch' alter Keim sich auch; —
Was ist es, was mein Herz bewegt,
Wie leiser Liebeshauch?

Ich such' umsonst nach Klang und Wort,
Es wird nicht klar in mir:
Das ferne Rauschen stört mich dort,
Das sanfte Grünen hier!

Im Dorfe.

Der Tag ist heimgegangen,
Der Abend stellt sich ein,
Schon glüht auf allen Wangen
Sein stiller Wiederschein.

Gestillt ist nun das Sehnen,
Verwunden ist der Schmerz,
Getrocknet sind die Thränen,
Befriedigt ist das Herz.

Der Tagsuhr rege Feder
Ruht aus und stehet still;
Schon wallt und wandelt Jeder,
Wohin er eben will;

Der Hirte zu der Hirtin,
Der Weidmann in's Gebüsch,
Der Wandrer zu der Wirthin,
Der Ackersmann zu Tisch.

Gespräch' und Bilder spinnen
Von gestern neu sich fort,
Der Ernst erneut das Sinnen,
Die Lieb' erneut ihr Wort.

Da tönt, in Gottes Namen,
Der Vesperglocke Schlag,
Und schließt, als frommes Amen,
Den lieben, lauten Tag.

Vor der Mühle.

Hämmernd steigt und fällt das Rad,
Flimmernd stäubt die Tropfensaat.

Leute gehen aus und ein,
Seh'n sich an und grüßen fein.

Doch der Lärm ist allzugroß:
Halbe Reden hört man blos. —

Wie die Mühl' ist auch die Welt,
Deren Triebrad steigt und fällt;

Deren Hebel pochend glüh'n,
Daß die Speichen Tropfen sprüh'n.

Menschen gehen aus und ein,
Seh'n sich an und grüßen fein.

Doch der Lärm erstickt das Wort:
Unverständigt zieh'n sie fort!

Morgengruß.

Es war in frühester Frühe,
Noch still lag Alles umher,
Die Sonne stieg mit Mühe
Durch's wogende Nebelmeer.

Noch sah man keinen Wipfel,
Noch keinen fernen Pfad,
Vom Berge noch keinen Gipfel,
Im Thale noch keine Saat.

Die Dämpfe schweiften und streiften
Bald auf-, bald niederwärts,
Aus ihren Fittichen träuften
Den Blumen Demanten in's Herz.

Da zuckt' es mit einem Male
Durch mich und durch Alles um mich,
Und regsam wurd' es im Thale,
Die Höhen ermunterten sich.

Da kam ich zu einer Fichte,
So schlank, wie ich keine noch sah;
Drum stand sie im werdenden Lichte
Zuerst auch vergoldet da.

„Frisch auf, du luftige Leiter,
„Wozu denn fähst du hervor?"
So rief ich und kletterte heiter
Zum goldigen Wipfel empor.

Da saß ich auf kühliger Warte,
Ein König des kommenden Tag's,
Und sah ihm entgegen und harrte
Des reichen Rubinen-Ertrag's;

Und harrte der schimmernden Perlen,
Womit er das Laub erquickt,
Der Rosen, womit er der Erlen
Erhobene Häupter schmückt.

Da harrt' ich — und endlich kam er,
Und neigte sich meiner Macht,
Und hob sich in wundersamer,
Aeonen durchblitzender Pracht.

Und meiner Rolle vergaß ich,
Daß ich sein Beherrscher sei,
Und laut ihn preisend saß ich,
Und grüßt' ihn mit heiliger Scheu.

Und wie ich so sang, ihn zu grüßen,
Da flattert's um mich her mit Ein's:
Viel trauliche Vöglein ließen
Ihr Liedchen ertönen in mein's!

Im Walde.

Du Wald mit deinem Schweigen,
Du lauschiges Blätterzelt,
Was könnte wol dir noch fehlen
Zum lieblichsten Plätzchen der Welt?

Die klarste der Felsenquellen
Beperlet dein üppiges Moos,
Die Weste ringen wie Seufzer
Aus deinen Busen sich los.

Die lustigen Vöglein wohnen
In deinem gastlichen Haus;
Ja selbst deine Schatten streust du
Auf dankbare Blümchen aus.

Was fehlte zum schönsten Plätzchen
Dir, welches so lieblich ist?
Vielleicht, daß du so verborgen,
Daß du so einsam bist?

Vielleicht, daß außer dem meinen
Kein Fuß noch je dich betrat?
Daß nie ein fühlendes Wesen,
Sich deiner Stille genaht? —

Nein — nein — das fehlt dir nimmer,
Dort steh'n ja, — man merkt es kaum, —
Zwei eng verschlungene Namen
Geschnitten in einen Baum.

Und seine Blätter flüstern,
Und seine Krone rauscht:
„Ich habe zwei liebende Menschen
„In ihrem Glücke belauscht!"

Das Kirchlein am Berge.

Am Berge steht ein Kirchlein,
Vergessen steht es da,
Der Menschenwelt so ferne,
Dem Himmelszelt so nah'.

Auf seiner Pforte Stufen,
Die grünes Moos bedeckt,
Ruht selten nur ein Jäger,
Vom Wetter hingeschreckt.

Die alten Glocken hangen
Seit Langem stumm im Thurm;
Der sie noch manchmal läutet,
Der Glöckner, ist der Sturm.

Die Blitze nur verschonen
Das stille Gotteshaus,
Und wählen sich die Wipfel,
Die es umrauschen, aus.

Wol mocht' es Zeiten geben,
Wo mancher laute Zug
Mit Sang und Klang sein Opfer
Herauf vom Thale trug.

Jetzt wallen keine Beter
Den Waldpfad mehr empor;
Verscheuchte Vögel singen
Ihr Liedchen auf dem Chor.

Die Zeiten sind verklungen,
Verhallt ist Sang und Wort,
Der Geist der Andacht aber
Der webt im Kirchlein fort.

Und sollt' es mit den Jahren
Auch ganz in Trümmern geh'n,
Noch um die Trümmer würde
Der Geist der Andacht weh'n.

Und überwüchs' auch Rasen,
Schon wuchernd Schutt und Sand,
So sagte jedes Gräschen,
Daß hier ein Kirchlein stand!

Der Hirt am Berge.

Ich steh' am Bergeshange,
Die Heerde weidet und springt;
Der Hirte lehnt an dem Felsen,
Und sieht hinunter und singt.

Und was er singt in die Weite,
Es ist nicht Silbe, nicht Wort;
Es klingt nur so aus dem Innern
In spielenden Tönen fort. —

Ich aber verstehe den Hirten,
Und weiß auch das Wort dafür:
Er lehnt in seinen Gedanken
Wol nicht an dem Felsen hier;

Er steht vor dem Hüttchen der Hirtin,
Und sagt ihr's innig bewußt:
„Du bist mein einziger Kummer,
„Du bist meine einzige Lust!“

Tausch.

Sie steht am Fels, an dessen Rand
Verlorne Röslein blüh'n;
Vergebens streckt und bückt sie sich,
Da hilft ihr kein Bemüh'n.

Der Jüngling schleicht herbei, — „Mein Kind,“
So ruft er leis' ihr zu, —
„Bemüh' dich nicht, ich seh' dir's ab,
„Ein Röslein möchtest du!?

„Du sinnig liebes Kind, du langst
„Mit Recht nach jenem hin:
„Nur was wir mühsam uns gepflückt,
„Erfreuet unsern Sinn!

„Und daß du Rosen pflücken gehst,
„Auch daran thust du recht:
„Die Rosen, wie die Mädchen, sind
„Ein kurzes Tagsgeschlecht!“

Er stützt sie, daß sie pflücken kann,
Er pflückt wol halb mit ihr. —
„O. keinen Dank, mein liebes Kind,
„Bleib' mir nur gut dafür!“ —

Sie geht; er sieht ihr lange nach, —
Sie wendet oft sich um,
Sieht für geschenkt das Röslein an,
Und gab ein Herz doch drum!

In der Schenke.

„Wirthin, eure Schenke scheint
Eben nicht die beste;
Stühl' und Tische gnug umher,
Aber keine Gäste!“

„„Lieber Herr, das macht die Zeit,
Diese läßt uns keine;
Mehr vom Weinen lebt man itzt,
Als man lebt vom Weine.

Hättet Ihr's geseh'n, wie ich,
Da ich jung gewesen,
Wie's mein Vater sel'ger sah,
Und von einst gelesen!

Da, da war der Raum zu klein,
Und des Weins zu wenig,
Wenn sich einfand, was gestreng,
Und was unterthänig.

Unter'm rothen Lämpchen dort
Vor'm Marienbilde,
Saß der Pfarrer lobesam
Mit der Rathsherrngilde.

Hier der Schreiber aus dem Amt,
Drüben Scherg' und Bader,
Und hier Bauer und Soldat,
Und dabei der Hader.

„Freude" hieß die Kellnerin,
Und der Schild „zur Treue."
Blieben heute Gäst' uns aus,
Kamen morgen neue.

Da war noch die Thalerzeit,
Jetzo trägt's nur Heller! —
Denkt Euch, Herr, die säßen hier,
Und ihr findet's völler!"" —

„Liebe Frau, das denk' ich auch,
Seh' sie auch schon sitzen;
Seh' sie ihr bedachtes Haupt
Auf die Hände stützen!

Hör' sie reden und sich freu'n,
Loben und bekritteln,
Und im Traume manchen Zwist
Künft'ger Zeit vermitteln.

Und zu ihnen setz' ich mich; —
Wie sie schau'n und staunen,
Und, mich messend, dies und das
In das Ohr sich raunen!

Bald doch sind wir in's Gespräch
Tief hinein gekommen,
Und da bin ich, als Prophet,
Freundlich aufgenommen.

Sie berichten mir, was war,
Ich, — was kommen werde;
Sie vergangnes Leid, — und ich
Künftige Beschwerde.

Sie den Keim und ich die Frucht,
Schuld — sie, ich die Sühne:
So durchwandern wir der Welt
Lust'ge Trauerbühne.

So versinken wir, und geh'n
Unter im Gespräche: —
Dank für die Gesellschaft, Frau,
Zählt sie mit zur Zeche!"

Der ernste Musikant.

Es war in einer Schenke;
Viel Zecher rings herum,
Der Eine machte Schwänke,
Die Andern saßen stumm.

Man sah wol an den Mienen
Sein Handwerk Jedem an:
So saß ich unter ihnen,
Ein abgeschiedner Mann.

Da schlendert' es zur Thüre
Mit Flöt' und Geig' herein;
Es waren ihrer Viere,
Sie spielten viel und fein.

Der Eine mit der Flöte,
Der trank nach jedem Lauf;
Ihm stieg, als Morgenröthe,
Der Wein im Antlitz auf.

Er blies nur, um zu trinken,
Und trank nur, weil er blies;
Nach seinem Gutbedünken
War er im Paradies.

Der Geiger zog den Bogen,
Als schnitt er Butterbrot;
Er schlug durch Dreh'n und Wogen
Das Flötensolo todt.

Und flogen so die Finger
Den Schwindelsteg empor,
Da war der Tonbezwinger
Ganz Wollust und ganz Ohr.

Der alte Bratschenspieler
Bewegte kaum die Hand;
So recht ein ruhig kühler
Gewohnheitsmusikant.

Der Vierte bei dem Basse,
Der brummte nur so drein,
Als göss' er in die Masse
Der Lust den Ernst hinein!

Er macht der Walzer Zungen
Mit einem Schlage schwer;
Die Andern sind die Jungen,
Der alte Herr ist — er!

Das scheint er auch zu fühlen,
Er würdigt seinen Baß,
Und mitten unter'm Spielen
Wird oft das Aug' ihm naß.

Und als ich d'rum ihn fragte,
Da er zu sammeln kam,
Stand er verblüfft und wagte,
Die Antwort nicht vor Scham.

Und als ich wieder fragte,
Warum sein Auge feucht,
Da lächelt' er, und sagte:
„Man spielt sich oft nicht leicht!

„Mein Weib liegt auf dem Laden,
„Ich seh' es nimmermehr!
„Drum spiel' ich, Euer Gnaden,
„Heut' Walzer etwas schwer!"

Bei der Rückkehr.

Nur wenig Jahre sind entschwunden,
Seit ich die Stadt nicht wieder sah;
Nun ich mich freudig heimgefunden,
Wie ganz verändert steht sie da!

Wie aufgewachsen aus der Erde,
Hob Haus an Haus sich fremd hinan,
Zu manchem, einst mir lieben Herde,
Trat ich, ein unbekannter Mann.

Und Mancher, den ich kennen sollte,
Ging stumm und kalt an mir vorbei;
Von Manchem, den ich grüßen wollte,
Vernahm ich, daß er nicht mehr sei.

Und liebe Plätze, traute Stellen,
Mir heilig durch Erinnerung,
Wie weggespület von den Wellen,
Vermodert, was ich kannt' als jung.

Mit frohem Herzen, leichtem Fuße
War ich genaht dem lieben Ort,
Und schritt mit meinem besten Gruße,
Jetzt, ohn' ihn anzubringen, fort.

Ging fort, hinaus, wie ein Verbannter,
Hinaus zum nahgeleg'nen Wald;
Vielleicht, daß dort noch ein Bekannter,
So dacht' ich, Gruß mit Gruß bezahlt!

Und da war Alles noch geblieben,
Da nichts verändert, nichts gestört,
Noch Alles so, wie's einer lieben
Erinn'rung ewig angehört:

Die abenteuerlichen Föhren,
Der Fels mit seinem Hut von Moos,
Die Quelle mit den Finkenchören,
Die Grotte mit dem Westgekos.

Dieselben Pfade längs den Hecken,
Dieselben Bäume darüber her,
Dasselbe Flüstern, Rauschen, Necken, —
Ich hört', ich sah nichts Fremdes mehr.

Und meinen Gruß rief ich entgegen
Der theuren Sippschaft dieses Hains,
Und fühlte tief den ganzen Segen
Des seligsten Zuhauseseins.

Lenzcommando.

Es klingt so laut, es weht so lau, —
Wo's erst noch kalt und stumm;
Es hält der Lenz auf grüner Au
Sein Exercitium!

1.

Wer da? — „Der Lenz!“ — Der Lenz? Gut' Freund!
Das ist der rechte Mann,
Wenn der in vollem Schmuck erscheint,
Dann fängt die Lust erst an.

Ein blanker Helm bedeckt sein Haupt
Mit hellem Purpurband;
Den hat er reich mit Grün belaubt,
Des Lebens sich'rem Pfand.

Auch seine Uniform ist grün,
Gestickt mit Sonnenflaum,
Und himmelblaue Veilchen blüh'n,
Als Aufschlag, um den Saum.

Ein blanker Säbel nebenbei
Mit goldnem Portepee,
Der haut des Eises Deck' entzwei,
Der streift hinweg den Schnee.

Fürwahr ein wackrer Officier,
Der keinen Gegner scheut,
Und, unter siegendem Panier,
Sich manchen Siegs erfreut.

Ja selbst mein Liebchen gönn' ich ihm,
Er mög' ihm höfelnd nah'n;
Sein liebevoller Ungestüm
Bereitet mir die Bahn.

2.

Halt, sag' ich, halt, nicht weiter!
Nun steht die Fronte da,
So mutig und so heiter,
Wie man sie lang nicht sah.

Der Lenz will Must'rung halten,
Schon sprengt er glänzend vor,
Und läßt die Fahn' entfalten,
Und überblickt sein Corps.

Sie sind es alle wieder,
Die Helden seiner Zeit,
Voll Jugendkraft die Glieder,
Der Blick voll Fröhlichkeit.

Die Rothen und die Blauen,
Die Kämpfer groß und klein,
Die Reiter für die Auen,
Die Jäger für den Hain.

Die flüchtigen Couriere,
Die er in Lüften braucht;
Die Schaar der Pontoniere,
Die in die Fluten taucht.

Die muntren Musikchöre
Mit lautem Sang und Klang,
Damit die Welt es höre,
Wenn er den Sieg errang.

„Brav, ruft er, brav, Soldaten!
„Nun wacker dran und drauf!
„Schon floh, eh' wir noch nahten,
„Der Feind im vollsten Lauf!"

3.

Marsch! du Schnee aus Ritz' und Ecke,
Wo du dich verbirgst vor'm Lenze,
Der dir auf die weiße Decke
Stickt die bunten Blumenkränze.

Marsch! du Nord aus deinen Klüften,
Wo du liegst mit matten Schwingen,
Unvermögend, all' das Düften,
Weh'n und Kosen zu bezwingen.

Marsch! ihr Wolken, rost'ge Flecken
Auf des Himmels blauem Schilde,
Sollt uns länger nicht verstecken
Seines Wappens Glanzgebilde!

Marsch! ihr kurzgemess'nen Tage,
Und ihr langgedehnten Nächte,
Tag und Nacht auf gleicher Wage
Wägt der Frühling, der gerechte!

Marsch! ihr kühlen Frostgedanken,
Eisesblüten, dürre Reben!
Frische Lenzgefühle ranken
Sich um's Herz mit üpp'gem Leben.

Marsch! — die Thore stehen offen,
Der Entsatz ist angekommen,
Und er wird mit frohem Hoffen,
In die Festung aufgenommen!

Heimweh.

1.

Wenn ich ein Sturmwind wär',
Flög' ich voll Hast einher,
Stürmte mit heit'rem Sinn
Gegen die Heimat hin.
Hielte mich nirgend auf,
Braust' in beschwingtem Lauf
Ueber die Alpen dort,
Ueber die Thäler fort,
In tobender Eile,
Schneller, als Pfeile;
Ueber alle Schranken,
Rascher als die Gedanken,
Was in den Weg mir tritt,
Niederstürmend mit sausendem Schritt.

Aber an der Heimat Gränze
Hielt' ich plötzlich wieder an;
Wie der zahmste Hauch der Lenze
Weht' und flüstert' ich sodann.

Und des Heimweh's mildes Bangen,
Und den süßen Drang nach Haus
Haucht' ich dann in einen langen,
Tiefen Liebesseufzer aus!

2.

Am Platz in Wien da steht ein ernster Mann,
Die neue Mode focht ihn wenig an;
In buntem Flitter treibt sich's um ihn her,
In grauem Faltenmantel pranget — er.

Das Haupt, mit spitzem Helme kühn bewehrt,
Hält er den Sternen kräftig zugekehrt,
Ein alter Krieger, darauf eingeübt,
Dem Feind zu trotzen, der an ihm zerstiebt.

Dem Ahasver in Vielem gleich, ein Fels,
Woran zerschäumt die Flut des Zeitenquell's,
Sah er, fortlebend, Tausende vergeh'n
In Ebb' und Flut von Tod und Aufersteh'n.

Und wie vom Ahasver des Schützen Blei
Ohnmächtig abgeprallt gleich dürrer Spreu,
So prallten auch von seines Nackens Saum
Die Kugeln ab, — der Alte nickte kaum.

Doch war ein Mann der Unruh' Ahasver,
Der Frevel büßt', — ein Mann der Ruh' ist — er;
Er steht Jahrhundert lang in ernster Ruh',
Und schaut der Welt und ihrem Treiben zu.

Auch keines Frevels ist er sich bewußt,
Ein Haus des Herrn ist seine weite Brust,
In der, was Wien oft jubelt oder weint,
Er fromm zum Nationen-Psalm vereint.

Und was er fühlt, nicht höfelnd gibt er's kund
In Schnörkelsang, mit süßlich zartem Mund;
Ganz eine eig'ne Sprache spricht der Mann,
Die meilenweit ein Volk verstehen kann. —

O Stephansdom, du Jubelgreis, du bist
Auch Kindern gut, wie's Brauch der Alten ist;
Sie spielen dir zu Füßen kindlichfroh,
Zufrieden, stolz, — als blieb es immer so.

Sie prägen deine Züge sich in's Herz,
Und mit den Zügen auch den Heimwehschmerz,
Der sie dann faßt, wenn's nimmer so mehr ist,
Und in der Ferne dich ihr Aug' vermißt.

3.

O Donau, liebe Donau!
Bist gar ein schneller Fluß,
Du bringst von deiner Quelle
Gar bald dem Meer einen Gruß.

O Donau, liebe Donau!
Wirfst Wellen mächtig und schwer,
Sie schaukeln Schiffe trotz Wiegen
Hinab in's ferne Meer.

O Donau, liebe Donau!
Den Schwimmer möcht' ich seh'n,
Der dir entgegenschwämme,
Bald, müßt' er untergeh'n!

O Donau, liebe Donau!
Mir war's im Traume jüngst,
Als ständ' ich am Eisernen Thore,
Wo du zum Scheiden dich zwingst;

Zum Scheiden von deinem Oesterreich,
Weßhalb du dort so grollst;
Es geht auch dir zu Herzen.
Daß du's verlassen sollst!

Da warf ich mein Herz voll Heimweh
In deine Wirbel hinein,
Mein Herz das war ein Schwimmer,
So mag kein zweiter sein!

Da schwamm mein Herz voll Heimweh
Stromaufwärts fort und fort
Schwamm gegen Wien am Morgen,
Und Abends war es dort.

4.

Am Kahlenberg da stand ich gern,
Und sah hinab auf's Land,
Sah wie sich zwischen Bergen fern
Verliert der Donau Band.

Sah wie das Marchfeld drüber hin
Liegt einem Schachbrett gleich,
Wo oft um blutigen Gewinn
Gespielt mein Oesterreich.

Und sah die Berg' im Süden steh'n,
Wie Wellen, die gestockt,
Und sah die Hügel stolz sich bläh'n,
Von Rebengrün umlockt.

Und labte mich an all' der Pracht,
Hinweggekehrt von Wien,
Das, wo solch' ländlich Bild mir lacht,
Mir drauf als Fleck erschien.

Nun steig' ich manchen Berg hinan,
Wol manchen kahlen auch,
Und schau' hinaus, so weit ich kann; —
Rings Gottes Segenshauch!

Wie Fächer Thal an Thal gereiht,
Und Alpen ungezählt,
Ein lachend Bild der Ländlichkeit, —
Der liebe Fleck nur fehlt.

Der liebe Fleck, was gäb' ich drum,
Hätt' ich ihn hier erspäht!
Drum seht euch in der Fremd' erst um,
Eh' ihr daheim was schmäht!

Am Morgen.

Flohst du wieder, stille Feier,
Die so mild mein Aug' umschwebt,
Und mit Träumen ihren Schleier,
Wie mit Sternen, sich durchwebt?
Hast du wieder, goldner Morgen,
Deine Fackel ausgesteckt?
Hast du sie zu Lust und Sorgen
Alle wieder aufgeweckt?

Liebend grüß' ich dich im Kommen,
Fasse gläubig deine Hand,
Hoffe daß du mich zum Frommen
Führen wirst am Gängelband.
Deine Rosen zeigen Sehnen,
Deine Lüftchen — Seufzer an,
Und dein Thau — geliebte Thränen,
Und dein Nebel — süßen Wahn.

Doch der Flor sei nicht zerrissen,
Der dich noch verbirgt vor mir!
Eins laß erst voraus mich wissen,
Alles And're schenk ich dir.

Werd' ich heut auch ihr begegnen,
Werd' ich sie auch heute seh'n?
Wird ihr Blick mich wieder segnen,
Ohne selbst es zu versteh'n?

Wird er's? — O so spann' die Flügel
Schneller als der Blitz mir aus,
Lass' geschwind durch Thal und Hügel
Aufblüh'n deinen Flammenstrauß!
Unerträglich träger, eile,
Tag vertreib' das Morgenrot!
Jede Stunde wird zum Pfeile,
Jeder Augenblick ein Tod.

Soll ich aber sie nicht sehen, —
O so zög're, böser Tag!
Nacht, kehr' um mit deinem Wehen,
Wo ich von ihr träumen mag.
Denn entrisse mir die Sonne,
Was im Schlummer dauernd mein,
Dann ist Träumen — Himmelswonne,
Dann ist Wachen — Höllenpein!

Die liebe Hand.

Du legst dein Händchen oft so hin,
Reichst mir es nicht, — ich muß es fassen,
Weißt aber, daß ich dankbar bin,
Und hast mir's immer noch gelassen.

Und wenn ich nun die liebe Hand
So zwischen meinen Fingern halte,
Bald hingleit' über ihren Rand,
Und bald sie streichle, bald sie falte;

Bald sie erwärme, wenn sie kalt,
Bald, wenn sie glühend ist, sie kühle;
Woher die magische Gewalt,
Die ich in allen Adern fühle? —

Ist sie denn gar so weiß, so klein,
So zart, so schön geformt, so blühend?
Schmückt etwa mancher Edelstein
Den schmalen Finger funkensprühend?

Das Alles — Alles ist es nicht!
Es ist der Pulse Doppelleben,
Der Wärme wechselnd Gleichgewicht,
Der Fibern Ineinanderbeben.

Es ist am Ende nur die Lust
Zu wissen, daß ich jetzt, der Eine
Von Millionen, stolz bewußt,
So fest sie schließen darf in meine.

Die Länderkarte in der Hand,
Rühmt sich ein Fürst mit Wohlgefallen:
„Das Alles hier ist nun mein Land,
„Besieger bin ich von dem Allen!“

Du Sieger, bist du wol mir gleich?
Die Karte hältst du, Weltbezwinger;
Ich aber halte hier mein Reich,
Mein Himmelreich mit einem Finger!

Forderung.

Du fragst mich um den Lohn der Liebe,
Mit welcher Münze sie bezahlt? —
Mit einem Aug', aus dessen Himmel
Der Stern der Gegenliebe strahlt.

Mit einer Hand, bei deren Drucke
Der Seele feinster Nerv erbebt;
Mit einem Seufzer, der den Busen,
Wie West den Schwanenflügel, hebt.

Mit einem Worte, das wie Tropfen
Auf eine durst'ge Zunge fällt;
Mit einem Kusse, der die Adern,
Wie Sonnenglut die Traube, schwellt.

Doch, liebes Kind, mein treues Schildern
Wär', hoff' ich, doch wol Lohnes wert: —
Da ich, wie Liebe zahlt, dich lehrte,
So zahle mich, wie ich's gelehrt!

Liebesneid.

Die Luft beneid' ich, die mit lauen Wellen
Um deiner Locken braune Blüte spielt;
Dem Boden neid' ich die betret'nen Stellen,
Der Lippe selbst den Seufzer, der sie kühlt.

Gedenk' ich erst des Bades, erst des Kleides,
Und dessen, was sie wagen ungestraft;
Dann fass' ich kaum die herbe Qual des Neides,
Die heiße Selbstsucht meiner Leidenschaft.

Und doch, kein Eifern ist es, was ich leide: —
Nur huld'gen möcht' ich dir, und weiß nicht wie;
Ich eif're nicht mit Luft und Bad und Kleide,
Ich fühle mich nur weniger, als sie.

Was Aug', Hand, Fuß und Lippe dir verlangen,
Was du bedarfst für Herz, Verstand und Sinn,
Von mir nur, wünsch' ich, sollst du es empfangen,
In Allem will ich dich zur Schuldnerin!

Nord oder Süd.

Wo ist's besser wohnen,
Wo der Nordwind geht,
Oder in den Zonen,
Die der Süd durchweht?

Hier im moosumgrauten,
Kalten Felsgestein?
Oder dort im trauten
Nachtigallenhain?

Hier, wo unser Grüßen
Rauh wie Schelten dröhnt,
Oder wo's im süßen,
Weichen Lispeln tönt?

Wo ist mehr Behagen,
Mehr Genuß, mehr Licht? —
Mädchen, kannst du's sagen?
Sieh, — ich kann es nicht! —

Wüßt' ich nur ein Fleckchen
Noch so schmal und klein,
Wo im tiefsten Eckchen
Läg' ein Kämmerlein;

Und darinnen eben
Wäre Platz für dich,
Und recht knapp daneben
Auch ein Platz für mich;

Wo wir könnten plaudern,
Was uns eben frommt,
Bis nach süßem Zaudern
Still der Abend kommt;

Wo wir könnten malen
Bilder, die nicht sind,
Wie sie nur aus Strahlen
Sich die Hoffnung spinnt;

Wo wir könnten lächeln
Ruhig, unbelauscht
Von des Westes Fächeln
Lüstern nur umrauscht;

Wo wir könnten weinen
So für uns allein,
Und im heilig reinen
Schmerze selig sein;

Wo wir Alles dürften,
Was die Liebe liebt,
Wo wir harmlos schlürften.
Was ihr Becher gibt.

Ach, dann fragt' ich nimmer,
Wie ich jetzt gefragt,
Ausgefragt für immer
Hätt' ich, ausgeklagt!

Mich mit dir erheben
Würd' ich allsobald;
Dich am Arme, schweben
Durch Geklüft und Wald:

Suchen jenes Fleckchen
Noch so schmal und klein,
Suchen jenes Eckchen
Mit dem Kämmerlein.

Läg' es nun dem Süden,
Oder Norden zu:
Bärg' es doch den Frieden,
Bärg' es doch die Ruh'.

Abschied.

Es ist nun einmal so gekommen,
Ich bleib' allein, — du gehst von hier;
Halb wird das Leben mir genommen,
Doch leben werd' ich, glaube mir!

Ein dünner Faden ist das Leben,
Doch aber zäh', unendlich zäh',
Er überdauert Lust und Beben,
Er überdauert Wohl und Weh'.

Darum entschlage dich des Bangens,
Zieh' ruhig, — frage nicht um mich;
Trotz alles Hangens und Verlangens
Werd' ich auch leben ohne — dich!

Sieh' jenen Vogel dort im Bauer,
Man grub ihm beide Augen aus,
Und dennoch lebt er, lebt in Trauer,
Und horch! er singt in seinem Haus.

Tritt hin, vermehre seinen Jammer,
Schlag' ihm die Flügel auch entzwei:
Er lebt noch, hüpft in finstrer Kammer,
Und singt ein Schmerzenslied dabei.

Und so gedenk' auch ich zu leben,
Beraubt zwar meines Augenlicht's,
Zu schwach, die Schwingen mehr zu heben,
Doch leben werd' ich, — fürchte nichts!

Und so gedenk' auch ich zu singen
Ein Schmerzenslied, ein Lied von dir,
Das mir ersetze Licht und Schwingen —
Ich werde leben, — glaube mir —!

Am Kamin.

Das Feuer flackert im Kamin,
Und röthet mein Gesicht;
Es ist ein eigner, tiefer Sinn,
Der aus den Gluten spricht.

Gefühle tauchen wunderbar
Aus Flamm' und Rauch empor,
Und Manches seh' ich, wie es war,
Und wie ich es verlor.

Bezeichnen kann ich's nimmermehr,
Es gibt kein klares Bild;
Nur schwankend spielt es um mich her,
Und stimmt mich weich und mild. —

Doch horch! was braust, was summt so fein
Im lichten Funkenspiel? —
Es mag wol eine Thräne sein,
Die in das Feuer fiel!

Wald und Herz.

In der Jugend, in der Jugend,
In der sel'gen Wonnezeit,
Hat das Herz nur eine Farbe,
Nur das Roth der Fröhlichkeit.

Gleitet auch ein Wölkchen drüber,
Flücht'ge Schatten wirft es nur:
Was emportaucht, bunt und wechselnd,
Kommt und schwindet ohne Spur.

Ja — im Lenz, im jungen Lenze,
Hat, bei allem seinen Blüh'n,
Auch der Wald nur eine Farbe, —
Nur das frische, saft'ge Grün.

In dem frischen Grün verlieren
Sich die bunten Blümchen all',
Heidekraut und Moos und Beere,
Felsenkies und Wasserfall.

Aber, wenn der Herbst sich meldet,
Schwindet bald das gleiche Grün,
Roth und gelb und hell und dunkel
Scheint sein welkend Laub zu blüh'n.

Und so ist es mit dem Herzen,
Mit dem Roth der Fröhlichkeit;
Mit den wechselnden Gefühlen
Wechselt auch die Wonnezeit.

Sonst nur Lust, — nun Lust und Trauer,
Wehmut, Sehnen, Ernst und Scherz,
Und je bunter die Gefühle,
Um so herbstlicher das Herz!

Jugendtäuschung.

Wer von des Berges höchstem Gipfel,
Den grünen Wald sieht unten steh'n,
Der meint wol, über all' die Wipfel
Wär's Kinderspiel hinwegzugeh'n.

Denn wie ein Teppich ausgespreitet,
Nachgiebig, weich, wie Eiderflaum,
So liegen sie vor ihm; — verleitet
Fühlt sich der Fuß, und hält sich kaum.

Und wer das Silberband des Flusses
Sich kräuselnd sieht vorüberdreh'n,
Verspürt die Lockung, leichten Fußes,
Wie spielend, drüber wegzugeh'n.

Er trägt das schwere Schiff hinunter,
Er trägt das leichte Blatt daher,
Wie trüg' er nicht ein Wesen munter,
Nicht halb so leicht, nicht halb so schwer?

Und von der Kindheit luft'gem Gipfel,
Und von der Jugend Zauberstrand,
Betrachten wir der Zukunft Wipfel,
Des Lebens rauschend Silberband.

Wir wähnen, daß ein Spiel sich zeige,
Wir werfen uns verwegen drein,
Da brechen unter uns die Zweige,
Da sinken wir im Wirbel ein.

Außen und Innen.

Munter jagt des Stromes Welle
Sich im bunten Wirbel hin;
Ihr Gesäusel, ihre Helle
Bürgt für lebensheit'ren Sinn!

Aber denke dich hinunter,
Und was erst gelächelt, droht;
Nimmer dünkt sie mehr dich munter,
Denn ihr Grund verbirgt den Tod! —

Ja du bist mein Bild, o Welle,
Wie ich fühle, wie ich bin!
Außen Wirbeltanz und Helle,
Ein gepries'ner leichter Sinn.

Aber ach! im Herzen drinnen,
Wenn es unbelauschter schlägt,
Da will's nicht so fröhlich rinnen,
Als es sich von außen regt.

Innen gar ein nächtig Streben,
Außen ewig Morgenrot;
Wie die Wellen — oben Leben,
Aber unten ach! — der Tod!

Wehmut.

Es muß ein traurig Leben sein,
So gänzlich ohne Thränen,
So fremd mit jeder süßen Pein,
So fremd mit sel'gem Sehnen.

Wer Alles hat, und nichts vermißt,
Der hat auch nichts zu hoffen,
Ihm liegt, was zu genießen ist,
So nüchtern deutlich offen.

Ihn überrascht kein Stündchen mehr
Mit ungeahnten Wonnen;
Er schöpfte ja schon, ahnend, leer
Der Freude kühlen Bronnen.

Er kennt die hellen Morgen nicht
Mit ihren kühnen Planen;
Er kennt kein dämmernd Abendlicht
Mit seinem süßen Ahnen.

Er kennt sie nicht, die liebe Nacht
Mit ihren Sternenchiffern,
Er hat aus aller Lust und Pracht
Nichts weiter zu entziffern.

Da lob' ich mir die süße Pein
Der Wehmut und der Thränen,
Sie wiegen mild die Herzen ein
Mit Ahnen und mit Wähnen.

Sie schaukeln uns so sanft dahin
Vom Leide zu der Freude;
Sie theilen schonend unsern Sinn
Im Leben unter Beide.

Damit der Mensch in Lust und Schmerz
Das Maß nicht überschritte,
Erhält die Wehmut ihm das Herz
Grad in der rechten Mitte.

Verschämter Schmerz.

Du blutest, Armer, und erfüllst mit Klagen
Den treuen Kreis, der tröstend dich umgibt,
Du meinst, es könnte Niemand schwerer tragen,
Die größte Qual sei: Lieben ungeliebt!

Ich will nicht rechten, Freund, mit deinem Leide,
Denn Leid ist Leid, und Leid ist ehrenwert;
Doch wenn ich sage, daß ich dich beneide,
So sag' ich auch, was meine Brust beschwert.

Ich liebt' und ward geliebt; ich hab's genossen
Das süße Glück, das deine Brust nur ahnt:
Die gold'ne Pforte war mir aufgeschlossen,
Zu der du noch den Weg dir nicht gebahnt.

Ich warf den trunknen Blick in jenes Eden,
Und drohend steht der Dämon jetzt davor;

Spricht man von Schmerz, ich darf ein Wörtchen reden,
Du hast noch nicht gehabt, was ich verlor.

Schwer ist vermissen, doch verlieren schwerer,
Schmerz ist Entbehrung, doch Verlust ist Qual;
Im herbsten Schmerze will ich sein dein Lehrer,
Wo nicht, so komm', — ich lasse dir die Wahl!

Weil ich die Luft mit Jammer nicht erfülle,
Weil ich's verschließe vor der öden Welt,
Weil fester, als mein Kern, die grüne Hülle,
Glaubst du vielleicht, ich sei gar wol bestellt!?

Wollt' ich es thun, gerecht mit lautem Munde
Könnt' ich verklagen meines Schicksals Lauf;
Du zeigst den Menschen offen deine Wunde,
Ich halte nur verschämt die Hand darauf.

Tagtraum.

My eyes make pictures, when they are shut.
S. T. Coloridge.

Nur meine Augen brauch' ich zuzudrücken,
So träum' ich oft bei Tage manchen Traum. —
So saß ich jüngst, umschwärmt von Frühlingsmücken,
Auf jungen Rasen unter'm Blütenbaum.

Wolwollend schien die Sonn' auf mich, die Weste
Durchsäuselten erquickend mir das Haar,
Und manche Last, die mich seit Langem preßte,
Schmolz mir wie Eis vom Herzen wunderbar.

Die Bächlein des Gefühl's, die Adern, hüpften
Mir wieder leichter, frei ward Aug' und Ohr,
Und gaukelnde Erinnerungen schlüpften,
Gleich frisch entpuppten Faltern leis' hervor.

Gewiegt von stillem Wolbehagen nickte
Ich mit dem Haupte, senkt' es nach und nach,
Schloß Aug' um Aug' nachgebend zu, und blickte
So still nach innen, träumend, — und doch wach.

Da überkam mich einer der Gedanken,
Die ich oft denk', und oft belächeln muß:
Wie wär's, wenn plötzlich sänken all' die Schranken,
Die starr und spottend hemmen meinen Fuß?

Wenn all' die Band', ererbte wie erstrebte,
Freiwilliges wie aufgedrungenes Erz,
Abfielen plötzlich, und ich frei nun lebte,
Und sagen könnt': Hier ist mein ganzes Herz!

Wenn mir kein Schatten von Erinn'rung bliebe,
Kein ferner Nachhall einer frühern Zeit;
Nicht eine Ahnung einst geliebter Liebe,
Nicht eine Spur von einst erlitt'nem Leid.

Wenn ich mit dem Bewußtsein meiner Freiheit,
Weltbürger, fessellos, voll Kraft und Mut,
Hinauslief' in die Fremd', in weite Neuheit,
Fort über Berg und Thal und Eis und Flut.

Und wenn ich so vielleicht in blauer Ferne
Zuschifft' auf ein Atlantis, sehnsuchtsfrei,
Bestrahlt vom Schimmer unbekannter Sterne,
Von nichts zu nichts, — wie wäre mir dabei?

Zerspränge nicht von ungeheurer Leere
Mein ödes, armes, fesselloses Herz?
Sucht' es nicht Etwas auf dem weiten Meere,
Um sich daran zu binden, — einen Schmerz?

Nein — nein — laßt mir die Bande, die mich binden,
Ich will nicht frei, ich will gebunden sein:
So viele Fesseln dieses Herz umwinden,
Gerade so viel wert ist sich's allein! —

Fort, böser Traum! — Da öffnet' ich die Augen,
Der Tagtraum war entfloh'n, — wie war ich froh!
O süßer, heim'scher Lenz, du magst mir taugen!
Sei's, wie es sei, o wär's nur immer so! —

Bekenntnisse.

1.

Du glaubst vielleicht, ich halte
Für Wahrheit, was du sprichst,
Den Ton, womit du schmelzend
Mein trunknes Ohr bestichst?

Für Wahrheit all' die Küsse,
Womit, verschwendrisch mild,
Der Lippen heißes Sehnen
Dein süßer Mund mir stillt?

Für Wahrheit was an Blicken
Aus deinen Augen brennt,
So wahr, daß wahr sie nennte,
Wer nicht die Wahrheit kennt?

Für Wahrheit all' die Schwüre,
Die du mir schweigend schwörst,
Wenn du vielleicht für Stunden
Mir wirklich angehörst? —

Nein, Kind, du bist betrogen,
Statt daß du mich betrügst;
Ich lass' es nur nicht merken,
Weil du so lieblich lügst.

2.

O weine nicht, weil ich nun scheide,
Als käm' ich nimmer zurück;
Du trägst ja in deinen Augen
Die Wiege für neues Glück.

Wenn jede wärmere Seele,
Wie ich, dir huldigen muß,
Was frägst du nach meinem Herzen,
Was frägst du nach meinem Kuß?

Mein erster war nicht der erste,
Du selbst gestehst es mir ein;
So wird ja wol auch mein letzter
Nun nicht der letzte sein!

Karneval.

1.

Einst war ich mit meinem Liebchen,
Wie's Ehr' und Gewohnheit ist,
Auf einen Ball geladen,
Und zwar nach einem Zwist.

Sie war so reizend gekleidet,
Und ich so zierlich befrackt;
Wir setzten uns gradüber,
Und tanzten keinen Tact.

Bald griff sie an das Herzchen,
Als schnürt' ihr's etwas zu;
Bald holt' ich tiefer Athem,
Als fänd' ich keine Ruh'.

Das sah ein Menschenkenner,
Wie's deren viele gibt,
Die viel von Liebe wissen,
Wiewol sie nie geliebt.

Der flog zur Frau vom Hause,
Und winkt' ihr auf uns hin:
„Nicht wahr, dem steckt das Mädchen
„Gradüber dort im Sinn?

„Ei, wie ich's gleich errathen,
„Wie sie das Herzchen drückt,
„Und wie er seufzt der Arme, —
„Sie schmachten, ganz verzückt!"

Du schlechter Menschenkenner,
Wie falsch dein Aug' doch sah!
Wir haben wol oft geschmachtet,
Doch minder nie, als da.

Sie hatt' ein enges Mieder,
Drum griff sie so oft an's Herz;
Ich hatte knappe Schuhe,
Drum seufzt' ich so oft aus Schmerz!

2.

Wir tanzten einst mit einander,
(Entsinnst du dich noch, mein Kind?)
Wir flogen hinauf und hinunter,
Als trüg' uns ein hebender Wind.

Da schien uns plötzlich der Walzer
In schwellendes Moll zu verweh'n,
Um in ein schmachtend Piano
Verhallend überzugeh'n.

Es war uns, als würden die Bögen
Nicht mehr von den Spielern geführt,
Als klängen die Geigen von selber,
Von hauchenden Lüftchen berührt.

Es war der lieblichste Deutsche,
Der je noch von Saiten erklang;
Es war ein Zucken und Wiegen,
Das Mark und Leben durchdrang.

Wir hatten die Runde des Saales
Wol oft durchmessen im Flug,
Und konnten noch immer nicht rasten,
Und hatten noch immer nicht g'nug.

Da merkten wir endlich ein Flüstern,
Ein Deuten und Kopfverdreh'n;
Wir hörten die Spieler kichern,
Und blieben befremdet steh'n.

Nun brachten die Leute spöttelnd
Uns erst zur Besinnung zurück:
Wir hatten die längste Weile
Getanzt schon — ohne Musik.

3.

Auf sechs und zwanzig Bällen
In Einem Karneval
Hast du ihn leuchten lassen,
Der Reize goldnen Strahl!

Auf sechs und zwanzig Bällen
Hast du mit deinem Blick
In unbefangnen Herzen
Zertrümmert Ruh' und Glück!

Auf sechs und zwanzig Bällen
Warst du die Königin,
Und wiegtest dich im Wirbel
Des Tanzes siegreich hin!

Und doch war jeder Abend,
Vertanzt in Lust und Scherz,
Ein Dolchstich in mein armes,
Mein eifersücht'ges Herz.

Bewundre, stolze Schöne,
Doch meinen Heldensinn;
Von drei und zwanzig Stichen
Sank Cäsar todt dahin.

Ich zähle sechs und zwanzig,
Und steh' noch frisch und fest:
Was doch mit jungem Herzen
Sich Alles dulden läßt!

4.

Sie stand geschmückt, wie ein Nymphchen
In einem Kleid von Krystall!
Und that sie's mir zu Gefallen? —
Nein — einem Gesellschaftsball.

Ich saß ihr im Wagen zur Seite,
So scheu in die Ecke gepreßt,
Als könnte mein Hauch sie zerstäuben,
Wie flockige Blüten der West.

Schon steh'n wir im brausenden Saale,
Schon zieht es sie mächtig von mir;
Schon wird gegafft und gemustert,
Schon drängt es sich schmeichelnd zu ihr.

Schon fliegt sie hinab mit dem Tänzer,
Dem Abgott, der sie mir raubt;
Sie kommt zurück mit dem Zweiten,
Und lispelt: „Ist es erlaubt?"

Dem Zweiten entreißt sie der Dritte, —
Sie fliegt von Hand zu Hand,
Sie läßt, um mich zu vertrösten,
Für's Herzchen den Shawl mir zum Pfand.

Sie wandert von Ecke zu Ecke
Hinauf und hinum und hinein;
Sie scheint im Gesellschaftsballe
Der Ball der Gesellschaft zu sein!

5.

Am Nil im Reich der Pharaonen
War auch die Freude nicht verbannt;
Man stritt sich um des Frohsinn's Kronen
Mit heit'rem Blick, mit rascher Hand.

Man schenkte die krystallnen Becher
Mit Mareotiker sich voll,
Und munter sangen junge Zecher,
Indeß der laute Reigen scholl.

Doch in des Saales tiefster Ecke
Saß ein geheimnißvolles Bild;
Verschleiert war's mit dichter Decke,
Und ward beim Abschied erst enthüllt.

Da zeigte sich ein Beingerippe,
Bekränzt mit Rosen Haupt und Brust,
Den Gästen, sonder Aug' und Lippe,
Vom Ernste pred'gend in der Lust.

So kommt auf unsre Fastnachtsfreuden
Ein Tag, benannt nach jenem Rest,
Den einst, wenn wir von hinnen scheiden,
Uns jede Freud' als Erbtheil läßt.

Als Warner sitzt der Tag im Winkel
Des hellen Saal's, der uns umgab,
Und ruft: „Bezähmt den Wonnedünkel:
„Ihr tanztet über eurem Grab!"

Herr, du bist groß!

„Herr, du bist groß!" — so ruf' ich, wenn im Osten
Der Tag, wie eine Feuerros', erblüht;
Wenn, um den Reiz des Lebens neu zu kosten,
Natur und Mensch in junger Kraft erglüht.
Wo lässest du, o Herr, dich güt'ger sehen,
Als in des Morgens großem Auferstehen?

„Herr, du bist groß!“ so ruf' ich, wenn's von Wettern
Am Mittagshorizonte zuckend droht,
Und du mit deines Blitzes Flammenlettern
Auf Wolkentafeln schreibst dein Machtgebot.
Wo wärst, o Herr, furchtbarer Du zu schauen,
Als im empörten Mittagswettergrauen?

„Herr, du bist groß!“ so ruf' ich, wenn im Westen
Der Tag sein Auge sanft bewältigt schließt;
Wenn's in den Wäldern schallt von Liederfesten,
Und süße Wehmut sich auf's All ergießt.
Wodurch, o Herr, stimmst du das Herz uns milder,
Als durch den Zauber deiner Abendbilder?

„Herr, du bist groß!“ so ruf' ich, wenn das Schweigen
Der Mitternacht auf allen Landen liegt,
Die Sterne funkelnd auf- und niedersteigen,
Und sich der Mond auf Silberwölkchen wiegt.
Wann winkst du, Herr, erhabner, uns nach oben,
Als wenn dich stumm die heil'gen Nächte loben?

Herr, du bist groß in jeglichem Erscheinen,
In keinem größer, stets der größte nur;
Du führst im Staunen, Lächeln, Grau'n und Weinen,
In jeder Regung uns auf deine Spur.
Herr, du bist groß! O laß mich's laut verkünden,
Und selbst mich groß in deiner Größ' empfinden!

———

Charfreitag.

Trauertücher hangen wieder
Von den Kirchenwänden nieder;
Dumpf ertönen Klagelieder!

Und auf hohen Leuchtern stehen
Kerzen, schaurig anzusehen
Mit der Flamme düstrem Wehen.

Weißbekreuzte Grabtalare
Ueber jeglichem Altare
Mahnen an das Kleid der Bahre.

Selbst der Thürme rege Zungen
Sind, von starrem Weh' durchdrungen,
Stumm geworden und verklungen.

Und wie Wand und Lied und Kerzen,
Tuch und Glocken sind voll Schmerzen,
Spricht der Schmerz auch aus dem Herzen.

Heil'ger Schmerz, o sei willkommen,
Der du mild, zu ihrem Frommen,
Dich der Menschheit angenommen!

Wild im Taumel jagt das Leben,
Eitlem Flitter hingegeben,
Klein im Wollen, schwach im Streben.

Nur des Wahnes Münzen gelten,
Aufwärts blickt ein Auge selten
Zu dem Ernste jener Welten!

Drum willkommen, Zeit der Trauer,
Unterbrich des Leichtsinn's Dauer,
Lehr' uns wieder heil'gen Schauer!

Uns umrauschen, uns umklingen,
Uns gewaltsam auf sich dringen
Muß sich's, — soll es uns bezwingen!

Mahn' uns einmal doch im Jahre
An Vergänglichkeit und Bahre,
Daß die Brust vor Stolz sich wahre!

Läut're durch den Ernst die Seelen,
Daß sie sich zum Kampfe stählen,
Und das bess're Theil erwählen.

Bald wird Osternfreude schallen
In den lichterfüllten Hallen,
Die jetzt Todtenflör' umwallen.

Wahre Freud' entkeimt nicht Scherzen,
Wahre Freud' im Menschenherzen
Ist, wie es, ein Kind der Schmerzen!

Abendgebet.

„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"
Die Sonne schien so freundlich und so hell.
Des Friedens Flamme brannt' auf uns'ren Herden,
Und unsre Stunden flossen leicht und schnell.
Nun aber neigt die Sonne sich zum Sinken,
Der Tag verdämmert, trübe Stunden nah'n;
Kein Strahl des Lichtes will uns tröstlich winken,
Durch düst're Nebel schlingt sich uns're Bahn;
Wir steh'n gebeugt von Ahnung und Beschwerden, —
„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"

„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"
Der Will' ist stark, allein das Fleisch ist schwach;
Den Stamm der Eiche kann der Sturm gefährden,
Der Blitz zerspaltet selbst ein ehern Dach.
Der Sturm, der uns ergreift, das ist die Sünde,
Der Blitz, der uns bedroht, das böse Wort.
O gib, daß man nicht unbewacht uns finde,
Sei in der Zeit der Prüfung unser Hort!
Wir sind allein so scheu, so schwach auf Erden, —
„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"

„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"
Die Zeit des Lebens ist ein kurzer Tag;
Ob wir noch jetzt uns frisch und froh geberden,
Bald regt sich leiser uns'res Herzens Schlag.
Die Haare werden grau, die Augen trüber,

Die Sehnen schlaffer und die Wangen bleich;
Ein kaltes Lüftchen streicht an uns vorüber,
Und mahnt uns an den letzten Hammerstreich;
Die Zeit ist für uns abgerollt auf Erden: —
„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"

Segne das Vaterland!

Segne das Vaterland!
Segn' es, o Herr, und lass' ihm den Frieden,
Den dein Gesalbter ihm gnädig beschieden,
Stähl' ihm der Eintracht mächtiges Band!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Wess' auch der Nord und der Süd sich erfreue,
Unser ist und bleibt doch die Treue,
Der grade Sinn und die kräftige Hand!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Lass' seinen Hügeln die goldenen Reben,
Seinen Thälern die Saat, seinen Städten das Leben,
Die segelnden Schiffe seinem Strand!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Lass' es der Kunst als Heimat gefallen,
Lass' es von herzlichen Liedern erschallen,
Schütz' ihm des Wissens köstliches Pfand!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Gib, daß noch lang auf des Fürsten Haupte
Grüne der Kranz, der üppig belaubte,
Den ihm die Liebe des Volkes wand!
Segne mein Vaterland!

Einem Getäuschten.

Ruhig, Freund, was soll das Zagen?
Thränen führen an kein Ziel;
Träumend schwelgen, wach entsagen,
Ist ja dieses Lebens Spiel.
Wenn die Liebe dich betrogen,
Weine nicht, — sie thut es oft;
Dem nur bleibt sie treu gewogen,
Der sie nicht begehrt, noch hofft.

Bist du aber doch erlesen,
Zu erfahren ihre Macht,
So erstreck' auf alle Wesen,
Was du Einem zugedacht!

Oeffne deiner Seele Tiefen,
Wie ein leuchtendes Gemach;
Alle Engel, die noch schliefen,
Ruf' aus ihrem Schlummer wach!

Lass' sie mit gelösten Schwingen
Flattern in die schöne Welt;
Lass' sie auf zum Himmel dringen,
Droben ist kein Netz gestellt.
Wirf dich herzlich, unverdrossen,
Der Natur an's Mutterherz:
Das ist Allen aufgeschlossen,
Ein Asyl für jeden Schmerz.

Bei der Täuschung Rasenstellen
Bettet Liebe sich ihr Bett;
Wie den Schiffer auf den Wellen,
Trennt vom Trug sie nur ein Brett.
Ahnst du, daß sie dich berücke,
So entflieh' noch schnell genug:
Nur Natur ist ohne Tücke,
Nur dein Gott ist ohne Trug!

An meinen Schutzengel.

Engel, den mir Gottes Hand an die Wiege schon gesendet,
Daß er, wenn die Mutter schliefe, mein getreuer Wächter sei,
Engel, der du nie mir logst, wenn ich mich zu dir gewendet,
Bleib' in Leiden, bleib' in Freuden, auch noch ferner mir getreu!

Warne mich durch Freundeshand, sprich mit mir im Abendwehen,
Lächle mir in klaren Nächten mild herab vom Sternenplan!
Lass' im Sturm, im Orgelklang deine Stimme mich verstehen,
Sprich aus meiner Kinder Kosen, aus der Gattin Aug' mich an!

Und wenn einst die Stunde kommt, wo verweh'n des Lebens Scenen,
Dann, o Engel, treuer Schützer bis zum Eingang in die Ruh',
Trockne mit der Rechten noch meiner Lieben heiße Thränen,
Und mit deiner Linken drücke freundlich mir die Augen zu!

Zur Erntezeit.

Es wogt ein Meer mit gold'nen Wogen,
Viel tausend Perlen schließt es ein;
Von solchem Reichthum angezogen
Stürzt sich das Volk der Taucher drein;
Bald müssen sich, des Inhalts wegen,
Die Wogen selbst gehorsam legen.

Das goldne Meer, die Felder sind es
Mit ihrer Körner Perlensaat,
Die bei dem Säuselhauch des Windes
Sanft überfluten ihr Gestad,
Und ems'ger Schnitter Fuß bespülen,
Die, wie die Taucher, drinnen wühlen.

Die Zeit der Ausbeut' und der Ernte
Sie ist nun da, — sie blieb nicht aus;
Drum wer zu hoffen schon verlernte,

Der tret' hervor aus seinem Haus,
Auf das ihm jedes Korn der Aehre
Für seine Hoffnung Trost gewähre!

Denn wer gesä't, dem darf nicht bangen,
Ward nur die Saat mit Gott gethan.
Wie manches Korn ist aufgegangen,
Das man verstreut auf flücht'ger Bahn,
Und hat in später Zukunft Tagen
Noch süße Frucht des Dank's getragen!

Und wenn's dem Guten mag gelingen,
Zu sä'n oft, ohne daß er's weiß,
Wie soll die Saat nicht Segen bringen,
Die wir erzieh'n mit frommem Fleiß?
Drum ist wol, was wir Mißjahr schelten,
Auf Feldern und im Herzen selten.

Und also erntet, was der Acker,
Und erntet, was das Herz gebracht,
Und kommt der Lenz, so werde wacker
Mit Gott die Aussaat neu gemacht,
Daß weder brach das Feld euch liege,
Noch eurer Herzen Kraft versiege.

Meteore.

Es hat seit kurzer Frist der Himmel
Uns überrascht mit Meteoren,
Als hätt' in seinem Lichtgewimmel
So mancher Stern die Bahn verloren.

Und Viele bebten drob und dachten:
„Ein Unglückszeichen ist es wieder!
„Schon liefern sich die Sonnen Schlachten
„Und werfen uns die Todten nieder;

„Bald wird die Erd' es nachthun wollen,
„Und böses Unheil wird entbrennen,
„Und büßen werden es die Tollen,
„Die solche Warnung nicht erkennen!" —

Nicht Unheil, denk' ich, mag's verkünden,
Wenn sich der Herr verklärt durch Wunder;
Der Segen kommt aus jenen Gründen
Erstickt nur ihr des Unheil's Zunder.

Dem Schuldbewußten weckt es Grauen,
Der Gute schaut es mit Entzücken,
Wenn Sterne wie die Tropfen thauen,
Und Pole sich mit Purpur schmücken.

Er denkt, es sei'n des Himmels Grüße,
Die er zur Erde niedersendet,
Verbürgend ihr durch Flammenküsse,
Daß er sich nicht von ihr gewendet!

Optische Täuschung.

Wer von der Erde fester Scholle
Den Blick gen Himmel schweifen läßt,
Der meint, die Sonnenscheibe rolle;
Allein die Sonne stehet fest.

Und wer von seines Schiffes Borden
Die Ufer mißt mit starrem Blick,
Der wähnt, sie seien flott geworden,
Und fliegen hinter ihm zurück.

Was aber rollt, das ist die Erde,
Und was hinabfliegt, ist das Schiff.
Wir trügen uns, am schwanken Herde,
Nur selbst mit täuschendem Begriff.

So sieht der Mensch im Lebenskahne
Das scheinbar Wandelnde sich an,
Zu stolz und blöd, als daß er ahne,
Was wandelt, sei nur er im Kahn.

Wie viele Tiber-Helden fielen?
Die gelbe Tiber fließt ja noch;
Wo ist der Mann der Thermopylen?
Die Termopylen stehen doch!

Kaum wird ein einzig Sternchen trüber,
Indeß ein ganzes Volk zerfällt;
Die Welt nicht geht an uns vorüber,
Wir geh'n vorüber an der Welt!

Allerseelentag.

Lichter flimmern gleich den Sternen
Auf des Kirchhofs stiller Flur,
Seufzer suchen in den Fernen
Lieber Todten theure Spur.

Wehmutstropfen thauen nieder
Auf das herbstlich fahle Kraut,
Und die Trauer findet wieder,
Was sie Gräbern längst vertraut.

Herzliche Gebete ringen
Aus der tiefsten Brust sich los,
Sehnsuchtsvolle Wünsche bringen
In der Hügel düst'ren Schooß.

Denkt nur an die Lieben alle,
Deren ihr so selten denkt,
Denen ihr im Lebensschwalle
Selten mehr ein Thränchen schenkt!

O gar dankbar sind die Todten,
Glaubt mir, treu und liebevoll,
Und gewiß wird überboten
Von ihnen einstens euer Zoll.

Wenn's am Himmel Nachts dann flimmert,
Während ihr an Gräbern kniet,
Denkt, was über euch so schimmert,
Sei nicht, was das Auge sieht!

Sterne, meint ihr, sei'n es, Sterne,
Sanft gekos't vom Hauch des Wind's; —
Lichter sind es in der Ferne,
Stille Gräberlichter sind's.

Gräberlichter, von den Theuern,
Die ihr wähnt im Todtenreich,
Angezündet nun zu Feuern
Der Erinnerung an euch.

Denn sie sind nicht todt, — sie schweben
Lebend dort, und seh'n herab; —
Wir sind todt im Erdenleben,
Und die Erd' ist unser Grab.

Und am Allerseelentage
Denken sie an uns zugleich:
Wie für sie hier eure Klage,
Tönt dort ihr Gebet für euch.

Auf dem Kirchhofe.

Im Frühlingsschmucke liegt das stille Feld;
Glück auf zur Saat, die Furche steht schon offen!
Die Sonne Gottes glänzt am Himmelszelt,
Und läßt euch lächelnd ja das Beste hoffen!

Hinunter mit dem Korn! Der Mutter Schooß
Verbürgt ihm eine sich're Ruhestätte.
Warum verzögert ihr sein schönes Loos,
Warum mißgönnt ihr ihm das weiche Bette?

Hinunter mit dem Korn! Was soll es hier?
Soll's denn für euer blödes Mitleid büßen?
Es sehnt sich nach der Aussaat, glaubt es mir!
Verspätet Korn wird später reifen müssen.

Was weint ihr denn? Ich kann euch nicht versteh'n;
Warum zerfließt ihr denn in Jammerlaute? —
Habt ihr wol je den Sämann weinen seh'n,
Wenn er sein Korn der Erde anvertraute?

Weihnacht.

Als ich ein kleines Kind noch war
Voll unbewußter Fröhlichkeit,
Da freut' ich mich von Jahr zu Jahr
Auf dich, o stille Weihnachtzeit!

Da sah ich Wochen lang vorher
Am hellen Tag, im süßen Traum,
Wohin ich sah, nichts Andres mehr,
Als dich, du schöner Weihnachtbaum!

Warum die Zeit, warum der Baum
Mir eben gar so wohlgefiel, —
Ich wußt' es nicht, ich ahnte kaum
Den Ernst im heit'ren Kinderspiel.

Die Jugendzeit sie ist dahin,
Die Fröhlichkeit sie ist verrauscht,
Und älter — kälter hat mein Sinn
Mit Ernst das heit're Spiel vertauscht.

Und doch, wenn durch die Mitternacht
Die Glocke schallt dem Christ zu Ehr',
Und Lichtlein glüh'n in stiller Pracht,
Da wird noch jetzt das Herz mir schwer.

Da wird das Herz vor Wehmut schwer,
Und lebt zurück in's Kinderglück,
Und ahnt den hohen Ernst nunmehr,
Der dort als Spiel erschien dem Blick.

Nun winkt, an bunten Flitters Statt,
Des Glaubens Frucht in heil'ger Ruh',
Der Liebe Stern, der Hoffnung Blatt,
Von dir, o Weihnachtbaum, mir zu.

Und was mich einst als Kind erfreut,
An dir, o stille Weihnachtzeit,
Ich fühl's mit jedem Jahr erneut,
Es ist: „Die Glaubensfröhlichkeit!"

Rath.

Wenn sich ein Wetter nähert
Mit schwerem Donnergang,
Wozu das helle Läuten,
Wozu der Glockenklang?

Es bannt ja nicht das Wetter,
Es macht die Luft nicht frei,
Es lockt vielmehr die Wolken,
Und führt den Schlag herbei.

Seid lieber still und ruhig,
Und wartet, was da kommt,
Und läßt der Himmel schlagen,
So weiß er, daß es frommt.

So — wenn am Seelenhimmel
Ein drohend Wetter graut,
Wozu das helle Weinen?
Wozu der Jammerlaut?

Das kann den Sturm nicht bannen,
Das macht die Brust nicht frei;
Sei lieber still und ruhig,
Es geht vielleicht vorbei!

Ohne Liebe — keine Lust!

Tausend Blumen sprossen wieder,
Und der Lenz ist aufgewacht,
Seine Freuden thauen nieder,
Alles blüht und Alles lacht.

Aber ach! die alten Schmerzen
Füllen mir die bange Brust:
Winter ist's im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Lust!

Tausend milde Strahlen wärmen
Blatt und Knospe, Saat und Keim,
Quellen rieseln, Bienen schwärmen,
Und die Schwalben kehren heim.
Aber ach! kein süßes Scherzen
Schmilzt das Eis der bangen Brust:
Keine Glut im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Lust!

Tausend helle Sterne flimmern
Hoch am blauen Himmelszelt,
Leuchten hold mit sanftem Schimmern
Süßen Trost der müden Welt.
Aber ach! wie Todtenkerzen
Flackern sie der bangen Brust:
Dunkel bleibt's im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Lust!

Tausend frohe Kehlen singen
Laut der Freud' ein Jubellied,
Gold'ne Wonnebecher klingen,
Jede Sorg' und Klag' entflieht.
Aber ach! wie Ruf der Schmerzen
Klingt ihr Schall der bangen Brust:
Stille bleibt's im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Lust!

Lenzfragen.

Was macht den Lenz? — Die Blumen?
O nein, o nein, o nein!
Die Blumen machen ihn nicht aus,
Ich habe deren viel zu Haus,
Der Blumen viele schön und licht; —
Und habe doch den Frühling nicht!

Was macht den Lenz? — Die Sonne?
O nein, o nein, o nein!
Wie schaut der liebe Sonnenschein
Nicht oft im Winter hell herein,
Und wärmt und strahlt und spielt und malt,
Das Herz im Leib ist gleichwol kalt!

Was macht den Lenz? — Die Bläue?
O nein, o nein, o nein!
Und wirft der Himmel noch so blau
Sein liebes Aug auf Strom und Au,
So wall' ich doch oft trüb daher,
Als ob es tief im Winter wär'.

Was macht den Lenz? — Die Liebe?
Ja wol, — die Lieb' allein!
Die Liebe, die mit Freud' und Scherz
Erfüllt der Welten großes Herz,
Die Liebe schwellt mit ihrem Hauch
Das kleine Herz des Menschen auch!

Die Elemente der Liebe.

Vier Elemente rufen
Die Welt der Lieb' an's Licht,
Und was sie göttlich schufen,
Vergeht hiernieden nicht.

Die Augen sind das — Feuer,
Das Liebe weckt und nährt,
Und wärmer stets und treuer
Sie spiegelt, sie verklärt.

Die Luft, — der Hauch der Liebe,
Sind Seufzer, still und leis',
Durch die sie ihre Triebe
So sanft zu lindern weiß.

Das Wasser — sind die Thränen,
Ein Quell, der nie versiegt,
Der wechselnd Lust und Sehnen,
Auf seinen Wellen wiegt.

Das Herz, das ist — die Erde,
Worin sie Wurzeln schlägt,
Und Jubel und Beschwerde,
Als ihren Reichthum hegt.

Das Herz — es ist die Erde,
Worauf die Liebe lebt,
Das Herz — es ist die Erde,
Worein man sie — begräbt!

Schmiedlied.

Wenn wir am frühen Morgen
Schon hämmern drauf und dran,
So schläft noch ohne Sorgen
Das Liebchen nebenan.
Da bringt man ihm im Liede
Den Morgengruß nach Brauch:
Und pocht es in der Schmiede,
So pocht's im Herzen auch!

Ein Handwerk ohne Liebe
Das wär' ein traurig Sein,
Wenn so kein Bild uns bliebe,
Das winkt mit goldnem Schein.
Es lindert die Beschwerde
Mit sanftem Friedenshauch:
Und brennt es auf dem Herde,
So brennt's im Herzen auch!

Nicht immer bleibt es heiter,
Oft wird der Himmel trüb,
Wir hämmern fröhlich weiter,
Weil uns die Hoffnung blieb.
Denn dünkt uns gleich die Kammer
Recht traurig manchen Tag,
So übertäubt der Hammer
Des Herzens bangen Schlag!

Drum soll die Liebe leben
Seid frisch und froh zur Hand;
Nur Fleiß und Frohsinn weben
Des Glückes dauernd Band.

Weil noch die Wange blühet,
Führt schnell die Meist'rin ein:
So lang das Eisen glühet,
Will's auch geschmiedet sein!

Sicilianen.

1.

Was ich je lächeln sah, je glüh'n und prunken,
In Ihren Augen fand ich's Alles wieder.
Wann ich gewallt oft in mich selbst versunken,
Das düst're Haupt gesenkt zur Erde nieder,
Da nahte Sie, — aufblickt' ich wonnetrunken,
Ein junges Leben floß durch meine Glieder!
Und manche Blicke weckten manche Funken,
Und kurze Blicke gaben kurze Lieder!

2.

Da schlummert Sie, — in leichtem Nebelfalle
Ruht Ihr Gelock, die stumme Lippe spricht,
Ihr Aug' verräth's, ein Morgenträumchen walle
Hin über ihre Seele mild und licht. —
Komm', Sonne, schnell, — erwecke Sie! — Nun schalle
Das ernste Wort, das Ihren Starrsinn bricht!
Doch nein, komm' nicht! Du weckest mit Ihr — Alle,
Und Zeugen brauch' ich keine, — weck' Sie nicht!

3.

Süß, wie der Honig von Hymettus Bienen,
Strömt von den Lippen Ihr der Rede Flut;
Da beug' ich mich zu Ihr, mit trunk'nen Mienen,
Wie's ein gefühlvoll ernster Lauscher thut.
Und ihre weichen Schwanenschultern dienen
Zum Kissen meiner Wangen irrer Glut!
Ja, arm hat mir der Himmel da geschienen,
Der nicht so weich auf Atlas' Schultern ruht!

4.

Du kannst kein Gold von meinen Wänden schaben;
Ein armer Dichter bin ich und nichts mehr.
Doch hab' ich als Ersatz wol andre Gaben,
Vielleicht genug für edleres Begehr!
Auf einem Grund, worunter Gold vergraben,
Gedeihen Korn und Blum' und Pflanze schwer;
Empfänglich schlichten Boden mußt Du haben,
Dann bleibt so leicht kein Platz Dir blumenleer!

5.

Des Denkers Tiefsinn um die Stirn gezogen,
Durchprüfst du kalt der Liebe Flammenschrift.
Nur Blumenränder gürten rings die Wogen;
Du fragst, besorgt, wohin der Kiel Dich schifft?
Hast aus der Liebe Kelch so oft gesogen,
Und prüfst nun erst, ob's Nektar oder Gift?
Sieh doch den Gott mit seinem goldnen Bogen,
Er prüft nicht, sieht, erkennet, zielt und trifft!

6.

O seltne Schönheit! denn mich dünket selten
Und karg vertheilt so großer Schönheit Gut,
Wie Alles hier, was theuer pflegt zu gelten. —
Die Perle liegt in wüster Meeresflut!
Das Gold ruht tief in öden Berggezelten,
Der Demant schläft in dürrer Sandesglut:
Rubine glüh'n in menschenleeren Welten,
Und Aloen in steiler Felsen Hut.

7.

Jüngst stand ich draußen in der Nacht! Wie Säulen
Schien mir der Berge Riesenkranz erhöht;
Wie Schwebelampen in gemess'nen Zeilen
Bedünkten mich die Sternlein ausgesät;
Der Wolken Weihrauch schien emporzueilen,
Des Himmels Schleier halb entzwei geweht,
Und Priester „Mond" kam Segen auszutheilen,
Und der Gedank' an Dich war mein Gebet!

8.

Sonst fühlt' ich in der Brust gar oft ein Regen,
Wie's ein sich stellt, wenn Zeit zum Dichten ist;
Ich mühte mich, in Formen es zu prägen,
In einen Stoff, der würdig es umschließt.
Doch trotz des Herzens schöpfungslust'gen Schlägen
Hab' ich die Wieg' oft für mein Kind vermißt!
Jetzt bin ich nicht mehr um den Stoff verlegen,
Seit Du mein ewig unerschöpfter bist!

9.

Wofern du ein Geheimniß hast, so sag' es,
Mein Herz ist dir dafür ein sich'rer Ort!
Man sagt von Blumen, welche unter Tages
Verschlossen sind, als wären sie verdorrt;
Der Mondschein erst, kraft seines Zauberschlages,
Entsiegelt ihrer Brust geheimen Hort!
So ist mein Herz, — nicht sich eröffnen mag es,
Sein einz'ger Schlüssel ist dein mildes Wort.

10.

Ich stieg zum Felse, den die Wolke säumet,
Die Liebe stieg mir nach durch Wolk' und Wind;
Ich stieg hinab, — wo Einsamkeit verträumet
Den düst'ren Traum; — sie stieg mir nach geschwind.
Ich lief zur Flur, wo Blum' an Blume keimet;
Sie lief mir nach, das liebe Blumenkind!
Ich kam zur Tafel, wo der Becher schäumet; —
Sie kam mir nach: — wer schilt die Liebe blind?

Sonette.

Gleichgewicht.

Du süßes Kind, an dessen Bild ich hange,
Der Biene gleich, an ihrer Blütendolde;
Von dem ich, wie die Welt vom Sonnengolde,
Des Lebens Licht, des Lebens Glut empfange,

Was quälst du mich nur oft zu solchem Drange,
Als hättest alle Schrecken du im Solde,
Als freutest du dich meines Leid's, du Holde, —
Als schmerzte dich das Lächeln meiner Wange?

Ich seh' es wol, es ist der Sterne Grollen!
Wie du mich oft erfreut, ohn' es zu wissen,
So hat dein Blick auch oft, ohn' es zu wollen,
Die Seele mir in wunder Brust zerrissen!

Wenn du nicht wär'st, wo wären meine Leiden?
Wenn du nicht wär'st, wo wären meine Freuden?

Zweifel.

Bist du mir gut? Das Eine möcht' ich wissen,
Und konnte doch dies Eine nie erfahren.
Es mir zu zeigen, warst du zwar mit klaren,
Gutmüt'gen Augen oft, so schien's, beflissen;

Doch glaubt' ich stets ein Etwas zu vermissen,
Das immerdar mich zweifeln ließ am Wahren.
Oft schien mein Schmerz es mir zu offenbaren,
Wenn du ein Stern mir warst in Finsternissen.

So hab' ich viel gehofft, geahnt, gegrübelt,
Mich oft gebeugt gefühlt und oft erkräftigt,
Mit deinem Bilde stündlich mich beschäftigt,
Dich oft entschuldigt und dir viel verübelt;

Umsonst! — was ich gesucht, was ich gefunden,
Ob du mir gut sei'st, konnt' ich nicht erkunden!

Entfernung.

Nicht Berge sind es, die dich von mir scheiden,
Nicht Ströme, die gleich blanken Schwerterklingen,
Daß Liebe nicht zu Liebe könne dringen,
Das Band der Straßen zwischen uns zerschneiden.

Wir sind uns nah', und müssen doch uns meiden,
Kaum will es uns, nicht uns zu seh'n, gelingen!
Phantome sind's, die uns gespenstisch zwingen,
Und uns das Glück der Näherung verleiden!

Mit meiner Hand könnt' ich das Haus erfassen,
Mit meinem Aug' in's Herz ihm forschend blicken,
Und seh'n, wie du vielleicht gleich mir verlassen
Umsonst dich in die Trennung suchst zu schicken.

Schwer ist's getrennt, weil man sich fern ist, weilen;
Doch schwerer, nah', das Loos der Trennung theilen!

Todesahnung.

Dich rührt mein Lied, du fühlest meine Töne,
Die ihre Deutung erst von dir empfah'n,
Und was kein Opfer und kein Fleh'n gethan,
That willig nun die schüchterne Kamöne.

Nur einmal singt in seiner ganzen Schöne
Sein rührend Lied der Liederbarde Schwan:
Er singt nur Eins, — am Ende seiner Bahn,
Daß es im Tod' ihn für das Leben kröne.

So hab' auch ich vergebens oft gesungen;
Doch ach! kein Lied hat dir an's Herz geklungen:
Nur dies, du Kalte, dies nur fühlest du!
Es geht der Schwan mit seinem Lied zur Ruh'!

Ich seh' es denn, — ich end' und meine Qualen,
Und Eine Thräne soll mir tausend zahlen!

Bitte.

Nur Eins, o Herr, bewahre mir im Leben,
Die Klarheit, mein' ich, denn sie gibt den Frieden,
Die Kraft, den Trost, die Duldsamkeit hiernieden,
In Rath und That, im Fühlen und im Streben.

Wem in der Brust die Zweifel sich erheben,
Wer in sich selbst getrennt ist und geschieden,
Für den gibt's nicht Asyle, nicht Aegyden,
Er bleibt ein Rohr, den Stürmen preisgegeben.

Nicht besser, als ich bin, will ich mir scheinen,
Nicht schlimmer, als ich bin, will ich mich schelten;
Nicht soll, was kleinlich, mir am Großen gelten,
Was groß, verkannt nicht sein von mir am Kleinen!

Nur was ich will, lass', Herr, mich stets ergründen,
Was mir zu thun, werd' ich dann selbst wol finden!

Vorzug.

Nennt mir kein Leben, was die Mehrzahl lebt!
Schlaftrunk'nes Taumeln ist's, bewußtlos Wanken,
Ein wirrer Kampf von Wünschen und Gedanken,
Ein Dämmergrau, von mattem Licht durchbebt.

Beglückt, wer freier seinen Blick erhebt,
Wer sich an Ernst'rem weiß emporzuranken,
Und durch der Fluten ungewisses Schwanken
Auf sichrem Boot nach treuen Sternen strebt!

Dies Glück, — mir ist, als hätt' ich es gefunden,
Des Lebens Blütenkern, — die Poesie;
Oft flüchtet' ich zu ihr, vergebens nie!
O lass', wenn gleiches Glück dein Herz empfunden,

An ihre Brust in Freud' und Leid uns flieh'n:
Hinauf nur kann sie, nie hinab uns zieh'n!

Inhalt.

Seite

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.





